

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“  
 erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen.  
 In's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark,  
 Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark.  
 (Eingetragen im VIII. Nach-  
 trage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

**Insertionsgebühren**  
 beträgt für die 3gespaltene Zeilzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf.  
 Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr  
 Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-  
 Bureau, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

### Straf-Kolonien.

Wie man hört, sind einige Hamburger Kaufherren bei dem Reichskanzler in Friedrichshagen gewesen und haben mit ihm eine Unterredung in Bezug auf die neuen Kolonien gehabt. Genau ist der Inhalt dieser Unterredung noch nicht bekannt geworden; indessen vernimmt man, die biederen Kaufherren hätten dem Reichskanzler den Vorschlag gemacht, auf dem Kamerungebirge Strafkolonien anzulegen.

Ein schöner Gedanke und würdig, dem Haupte von Hamburger Kaufherren entsprungen zu sein. In England und Frankreich hat man wenigstens gewartet, bis die Polizei- und Strafkolonien verlangte, bei uns ist der „Patriotismus“ der Hamburger Großrämer zu heiß, als daß sie so lange warten könnten; sie kommen der Polizei zuvor. Und sie haben auch einen guten Grund dafür. Denn die Herren Hamburger und Bremer Großrämer rufen sich, aus dem Kolonialerwerb ihre Vortheile zu ziehen. Was könnte ihnen besser zu statten kommen, als wenn sie in den Kolonien ein ungeheures und wohlbevölkertes Zucht- haus hätten, das ihnen die Sträflinge zur billigsten Arbeit liefert! Man sieht, der Krämerpatriotismus ist ein „Patriotismus“ eigener Art.

In der Absicht der Regierung scheint es bis jetzt nicht gelegen zu haben, Strafkolonien zu errichten. Hätte sie um jeden Preis eine solche Einrichtung ins Leben rufen wollen, so hätte ihr der gute Freund im Osten sicherlich mit Versprechungen ein Stückchen Sibirien überlassen, um es mit Sträflingen zu bevölkern und „mißliebige Elemente“ dahin abzuschicken. Bisher hat man mit den heimathlichen Zuchthäusern noch auskommen können. Den Hamburger Krämer- häusern noch auskommen können. Den Hamburger Krämer- häusern noch auskommen können. Den Hamburger Krämer- häusern noch auskommen können.

Man überlege sich einmal, was diese Hamburger Krämerpatrioten verlangen. Also hoch oben auf dem Kamerungebirge wollen sie die Strafkolonien errichten. Sie behaupten allerdings, die klimatischen Verhältnisse daselbst seien bestmöglich. Aber woher wissen dies die Herren? Man hat noch nicht einmal den Küstenstreich hinlänglich genau untersucht und die Hamburger Großrämer wissen schon, daß auf dem Gebirge das Klima vorzüglich ist! Weiß man denn überhaupt, ob das Klima auf dem Kamerun-Gebirge, selbst wenn es im Allgemeinen nicht schlecht sein sollte, auch für den dauernden Aufenthalt von Euro- päern gerade geeignet ist? Darüber sind sicherlich noch keine Erfahrungen gemacht worden; allein Hamburger Kaufherren wissen das im Voraus.

Daher also nur sich über den Zustand des Klima's ver- gewissert zu haben, wollen diese Kaufherren einen großen

Theil derjenigen unserer Volksgenossen, die sich gegen das Strafgesetzbuch vergangen haben, auf ein fernes africanisches Gebirge versetzt wissen, um dort ihre Strafzeit zuzubringen und ihnen, den Kaufherren, als Unter- nehmern, billige Kuliarbeit zu leisten. Die Familien der Gefangenen, Weib und Kind, haben dann die Wahl, entweder mit nach Afrika zu reisen, wozu wohl meistens die Mittel fehlen dürften, oder in Europa zu bleiben und ab- zuwarten, ob der gefangene Vater, Sohn oder Bruder dem Klima widersteht und wiederkommt, oder ob das Kamerun- Gebirge sein Grab wird.

Man möge sich nur nicht darauf berufen, daß in Frankreich und England die Deportation nach überseeischen Strafkolonien schon besteht. Der Ruhm Englands gründet sich ebensowenig auf Botany-Bay, wie der Frankreichs auf Cayenne und Lam- bessa.

Und wen will man nach Kamerun deportiren? Werden alle Verbrecher oder nur ein Theil derselben deportirt wer- den? Natürlich müssen möglichst viele deportirt werden, damit den braven Hamburger Kaufherren möglichst viele „Hände“ zur Verfügung stehen und damit das große An- gebot den Preis drückt. Deshalb wird man auch die politischen „Verbrecher“ deportiren, wenn den Hamburger Kaufherren ihre löbliche Absicht in Erfüllung gehen sollte. Wer also eine unbedachte Aeußerung gethan hat und dafür bestraft werden soll, oder wer sich in einem Zeitungsartikel gegen das Strafgesetzbuch vergangen hat, wird dann des Bergknigens theilhaftig werden, sich nach Afrika einschiffen zu müssen und dort seine Strafzeit auf einem bis zur Stunde noch nicht erforschten Gebirge als Arbeits-Kuli von Ham- burger Kaufleuten zu verbringen.

Angenehme Aussichten! Etwas tröstet uns noch. Wir hoffen nämlich, daß man unter die zu deportirenden Ver- urtheilten auch die wegen Bankrotts verurtheilten Kaufleute rechnen wird. Denn es könnte sich ereignen, daß von jenen Hamburger Kaufleuten, die unser Vaterland mit Straf- kolonien beglücken wollen, dieser oder jener das Pech hätte, Bankrott zu machen und man hätte alsdann das Ver- gnügen, die Urheber der Strafkolonien selbst die Annehmlich- keiten ihrer schönen „Idee“ auf einem africanischen Gebirge genießen zu sehen.

Mit dem Gedanken einer Strafkolonie bekommt die ganze Kolonialfrage eine andere Wendung und sicherlich nicht zu ihrem Vortheil. Die Gründung einer Strafkolonie ist ein neuer reaktionärer Angriff auf die kümmerlichen Reste von politischer Freiheit, die in Deutschland noch vorhanden sind.

Die Hamburger Kaufherren sind ebenso dankbar, wie das Haus Oesterreich. In den vielen Zwistigkeiten, die sie

mit der Regierung hatten, sind sie von den sämtlichen Oppositionsparteien im Reichstag nachdrücklich unterstützt worden. Und nun sind dieselben Hamburger Kaufleute die Ersten, die eine Institution befürworten, die für sämtliche Oppositionsparteien in Deutschland äußerst unangenehm und peinlich wird. Hoffentlich wird man dies nicht so bald vergessen und sich daran erinnern, wenn sich die Hamburger Kaufleute wieder, wie schon so oft, mit großem Geschrei um Berücksichtigung ihrer Interessen an den Reichstag wenden!

### Politische Uebersicht.

Die Nationalliberalen jammern jetzt schon darüber, daß bei den bevorstehenden Reichstagswahlen eine womöglich noch größere Anzahl von Stichwahlen vorkommen würde, als selbst das letzte Mal, wo doch die ansehnliche Zahl von 104 herausgelommen ist. Das Gejammer von jener Seite ist sehr berechtigt, weil nur wenige Nationalliberale es zur Stichwahl bringen werden und weil denen, die es zur Stichwahl bringen, keine andere Partei ihre Stimme giebt, eben weil sie National- liberale sind. Die Stichwahlen werden ein „zweifelhaftes In- stitut“ genannt. Ob man gegen dieses „zweifelhafte Institut“ vorgehen wird? Am liebsten möchten die Nationalliberalen das vollstündliche allgemeine gleiche Wahlrecht überhaupt ab- schaffen und auch für den Reichstag ein Klassenwahlrecht, wo lediglich der Geldsack entscheidet, an seine Stelle setzen.

In Elbing hat die Polizei vom Komitee des deutschen Kulturbundes einberufene Versammlungen, eine für Männer, eine für Frauen, mit der Tagesordnung: Abschaffung der Sittenspolizei, verboten. Das Komitee setzt sich zusammen aus Mitgliedern der besser situirten Familien der inneren Stadt.

Die „Janung“, das offizielle Organ des Allgemeinen Deutschen Handwerkerbundes, welches in letzter Zeit in Müs- heim a. Rh. erschien, ist, wie den Abonnenten derselben so eben von der Post mitgetheilt wird, bereits seit dem 1. Oktober eingegangen. Die letzten Nummern des alten Quartals ent- hielten noch keine Mittelbeilage davon. Das Blatt wurde — wie auf dem Frankfurter Handwerkertage konstatiert wurde — von süddeutschen ultramontanen Standesherren unterhalten.

Der Bundesrath hat gestern eine Sitzung abgehalten deren Ergebnis mit einiger Spannung entgegen gesehen wurde. Man erwartet nämlich, daß sich derselbe mit dem bekannten Antrag Adernann-Windthorst zu § 100e der Gewerbeordnung beschäftigen würde. Die Entscheidung über diesen wichtigen Gegenstand soll aber aus leicht begreiflichen Gründen, wie die „Neue Reichs-Korrespondenz“ erfahren haben will, von der heutigen Tagesordnung abgesetzt worden sein, da einzelne Bundesrathspräsidenten angeblich noch ohne Instruktionen seitens ihrer Regierung wären.

Aus Sachsen, schreibt man der „Frankf. Zeit.“: Bei uns zu Lande nimmt die Wahlagitation der Konservativen und der „Ordnungsparteien“ allmählig wieder denselben Charakter an,

Herrenfarben, blau und gelb, gekleidet war, und die Abzeichen eines Falkners trug.

„Jedenfalls, wie sie getauft ist, Meister Crespin le bel!“ antwortete Vater Rogan trocken, und ein schallendes Gelächter der Umstehenden beschämte den unbedeutenden Frager, der nun trotzig die Mühe rückte, mit den Worten: „Gut, Meister Rogan, ich werde mir den hübschen Wig merken.“ Er warf noch einen scharfen Blick auf das Mädchen, das hoch erglöh- tet war, und verlor sich dann.

„Wer ist denn der Bunte?“ fragten Mehrere.

„Falkner des Herrn von Mont Aignard,“ sagte Vater Rogan, indem er seinen Weg fortsetzte.

Die Leute wiederholten den Namen des vornehmen Ge- schlechts, aber man sah, daß er hier nicht mit der Scheu aus- gesprochen wurde, die sich sonst in der Regel an die Erwähnung der mächtigen Grundherren des Landes knüpfte. Mont Aignard mußte einen guten Klang haben, wenigstens durch seinen jetzigen Träger — denn aus alter Zeit lebte auf diesem Namen mancher Fluch des armen Volkes.

Vater Rogan,“ fragte das Mädchen leise, „woher kennt Ihr den lästigen Menschen?“

„Mein Eisenhammer, ehe ich ihn kaufte, hat dem Herrn von Mont Aignard gehört, ich meine den Alten,“ sagte Rogan ruhig. „Der ist nun todt, und sein Sohn hat die Güter — zu der Zeit aber, wo Meister Gaspard noch lebte, bin ich oft zu der Pächter bei ihm gewesen, und Crespin's Vater war sein erster Falknermeister. Den Jungen hab' ich aufwachsen sehen, taugte nie etwas, der Schlingel — und wenn sie ihn auch jetzt den Schönen nennen, besser ist er nicht geworden.“

„Ihr habt ihn beleidigt!“ sagte das Mädchen.

„Beleidigt!“ rief der Alte. „Ich ein solches Federspiel be- leidigen!“

Vor ihnen drängten die Menschen um einen Ordens- bruder, der vom höhern Gebirge herabgekommen sein sollte — und nun seinen Segen, um den er vielfach gebeten wurde, mit milden Worten spendete. Er war sehr groß, ein langer Bart floß auf seine Arie nieder — die ihn kannten, sahen mit schwärmerischer Verehrung auf ihn, wie auf einen Heiligen.

### Fenilleton.

#### Isaura.

Eine Erzählung aus dem südlichen Frankreich.

1.

Wo der Kuron sein Thal zur Höhe senkt, liegt in den Bergen der Maritimen Saffanage, vor Alters berühmt durch seine Höhlen, welche man zu den sieben Wundern von Dau- phiné zählte. Heut ist der Nimbus derselben — wie mancher andere! — erblühen, und nur ein sehr materielles Interesse ruht noch auf Saffanage: es liefert vorzügliches Käse.

In der Zeit, wo die Gegenden zwischen Genf, Lyon und dem hohen Saoyen ein unabhängiges Fürstenthum bildeten — nur noch im schwachen Lehnsverbande mit dem deutschen Reich, als Theile des ehemaligen Burgund — in jener Zeit hatte auch Saffanage seine Glorie. Die Höhlen, deren Wasserstand die Ernte des Jahres vorherbestimmte, die kostbaren Augensteine, die man dort fand, gaben dem Ort einen guten Namen, und alljährlich, nach altem Ver- kommen, pilgerten am Dreikönigstage aus allen benachbarten Thälern, ja selbst aus entferntern Bezirken des Landes, die Bewohner zu der Stätte, wo sie erfahren konnten, ob in dem kommenden Jahre eine reichliche Traubenernte, eine gesegnete Kornflur zu erwarten sei. Zur Zeit auch das Orakel zuweilen — denn es weißte meist Gutes! — so stand doch sein Ansehen zu seit im Glauben des Volkes gewurzelt, um dadurch er- schüttert zu werden.

Dreikönigstag war wiederum angebrochen, und der Besuch sehr zahlreich. Ein malerischer Anblick, die wohlgebildeten Frauen verschiedenartigen Trachten zu sehen, wie sie thalwärts und thalab gezogen kamen, hier in Gruppen und die Kunde von Zuständebrennen aufgeballen wurden und die Kunde schon empfangen, die sie noch mit eigenen Augen schauen mußten!

Früher Morgen schien auf die Berge, droben lag Schnee, auch im Thale war es empfindlich kalt, und die wohlgebildeten Gesichter mit den lebhaften Augen nahmen sich noch frischer als gewöhnlich aus. Von den Männern sah man Wenige un- bedeckt, trotz des neuen Leibotes, Waffen zu tragen. Es war noch hohe Zeit; wenn auch der Erzbischof von Lyon, der in Abwesenheit des Landesherrn die Regentenschaft führte, eine strenge und schnelle Justiz an den Gemaltheitigen übte, so war sein schwebender Arm doch nicht überall — und was half es dem Be-

schädigten, wenn sein Dränger nach der That bestraft wurde? Vester blieb's immer, sich mannhast selbst zu schützen, und das thaten die Leute von Grafsaoudan. So hieß der Bezirk nämlich, in welchem sowohl Saffanage, als auch Grenoble, die Haupt- stadt, liegt — Gratianopolis zur Römerzeit. Viel zu nehmen war ihnen, was Hab' und Gut betraf, außerhalb der Städte nicht, aber die begehrlichen Augen der Seigneurs mußten dennoch Schätze bei ihnen zu finden, die sie vielleicht höher an- schlugen: Schätze der Schönheit — und da war es denn ge- raten, sich für alle Fälle mit guten Stable zu versehen.

Unter den vielen anmuthigen Kindern der Berge, die mit zu den Höhlen von Saffanage gezogen waren, fiel selbst dem roheren Haufen ein schönes Mädchen auf, das neben einem alten Manne einherging, leichten, schwebenden Schrit- tes, das Auge jählich zu Boden geschlagen. In frühern Zeiten durften Frauen, ohne Gefahr für ihren guten Ruf, die Augen nicht frei schweifen lassen, wie es heut in aller Harmlosigkeit geschieht. Das Mädchen war groß und schlank; ihr Busch zeichnete sich noch vortheilhafter vor den etwas verdorbenen Gestalten ihrer Gefährtinnen aus, als es ihr Gesicht durch seine stille, regelmäßige Schönheit gethan hätte. Sie trug die Kleidung wie Alle, nur aus feineren Stoffen, wie es schien — während ihr Begleiter in dem kurzen Wammse von grobem Tuch, der Kappe und den lächtigen Bergschuhen, mit Nägeln beschlagen, einherging, nicht anders, als jeder Bauer des Thales. Er war ziemlich alt, das zeigte sein furchen- reiches Gesicht und der schwerfällige Gang, aber noch trug er sich aufrecht, und eine gewisse stille Kraft lag in der Art sogar, wie er den Alpenstock, der ihm das Gehen erleichterte, auf den Boden stieß.

Biele grüßten das Paar. Der Alte dankte mit einer tiefen Stimme, das Mädchen mit einem leichten, freund- lichen Aufblick. Wen ihr dunkelblaues Auge traf, den durch- zuckte es wie ein wohlthuendes Gefühl — mancher hätte um einen zweiten Blick das größte Opfer nicht geteilt, aber es gelang Keinem von allen Begegnenden, ihr Auge zweimal auf sich zu ziehen, selbst wenn er mit dem Alten zu sprechen begann.

„Nun, Vater Rogan? Ist das Dein Kind?“ fragte endlich ein junger Mann, welcher sich dem Paare gerade in den Weg stellte, daß es gezwungen war, stehen zu bleiben.

„Meine Enkelin,“ antwortete der Alte mit einer unge- duldigen Bewegung der Hand.

„Und wie heißt sie?“ fragte der junge Mann, der in

der in der letzten Reichstags-Sitzung Gegenstand lebhafter An-  
sprüche war und mehrfach zur Annullirung von Wahlen führte.  
Im 4. sächsischen Wahlkreis Neustadt-Dresden agitirt als kon-  
servativer Kandidat der alte Oberappellationsgerichtsrath Altem.  
Die Agitation leitet der konservative Verein zu Dresden, dessen  
Vorstand der Kammerherr v. Weylich, Bruder des den Wahl-  
kreis regierenden Amtshauptmanns v. Weylich ist. Auf Anord-  
nung des Herrn Kammerherrn sendet die Druckerei regelmäßig  
die Blätter, durch welche zu Wählerversammlungen eingeladen  
wird, an die Gemeindevorstände, die auch gleichzeitig  
noch ein Paket mit Zirkulären mit Hinzufügung der Adressen  
zur Vertheilung erhalten, und den Anschlag der Blätter und  
die Vertheilung der Zirkuläre mit derselben Gewissen-  
haftigkeit wie irgend eine Amtshandlung  
befolgen. Der Herr Amtshauptmann ist ein eifriger Besucher  
dieser Wählerversammlungen. Die Sozialisten haben nun meh-  
rere konservative Zirkel durch ihr Auftreten gestört und  
namentlich in Köpchenbroda hat der konservative Kandidat  
fürsich gegenüber dem sozialistischen Zigarrenhändler Kadon  
den Kürzeren gezogen. Seitdem laden die Konservativen nur  
speziell die Wähler bestimmter Ortschaften ein und schließen  
die Dresdener Besucher aus. Darüber kam es vor wenigen  
Tagen in Reichenberg bei Ulrichsburg zu einem interessanten  
Intermezzo. Den Dresdener Opponenten wurde das Sprechen  
verweigert. Einer derselben fragt darauf den Kammerherrn  
von Weylich, wie er denn hier die Versammlung leiten könne,  
er sei doch auch Dresdener. Stolz erwidert der Kammerherr:  
er sei Einberufer der Versammlung. Man erwidert ihm, das  
könne er nicht sein, da nach dem Befehl ein Ortsbewohner Ein-  
berufer sein müsse. Die klassische Antwort des Kammerherrn  
lautete: Das machen wir von konservativen Verein wie wir  
wollen. Recht gemüthlich nicht wahr? Es ist doch gut, wenn  
man Kammerherr ist und einen Amtshauptmann zum Bruder  
hat. Auch im 13. sächsischen Wahlkreis Leipzig Land sind die  
Gemeindevorstände, die hieszulande die Volkseigenschaft  
ausüben, die eigentlichen Wahlagitatoren. Zu einer neulich  
von dem ehemaligen volksparteilichen Dr. Göy in Lindenau einbe-  
rufenen Konferenz, in welcher die Aufstellung des ehemals fort-  
schrittlichen Dr. Heine beschlossen wurde, waren sämtliche Ge-  
meindevorstände als Vertrauenspersonen des Wahlkreises einge-  
laden und zum großen Theil erschienen. In einer ganzen Reihe  
sächsischer Wahlkreise figurirt abermals die Gemeindevorsteher  
mit Aufführung ihres Titels, unter den konservativen und or-  
dnungsparteilichen Wahlaufstufen. Der nächste Reichstag dürfte  
also wiederum Gelegenheit bekommen, sich mit den sächsischen  
Wahlen speziell zu beschäftigen.

**Vom Reichsversicherungsamt.** Die Behörden sind  
angewiesen, bis zum 15. Oktober die auf Grund des Unfall-  
versicherungsgesetzes von den Betriebsunternehmern eingefer-  
ten statistischen Nachweisungen dem Reichsversicherungsamt  
einzureichen. Ob es, so wird offiziell dazu geschrieben, den-  
selben möglichst sein wird, bis zu dem gedachten Zeitpunkt  
diese gewaltigen Massen von statistischem Material zu sichten,  
zu bewältigen und zu ordnen, bleibt freilich noch zweifelhaft  
und wir meinen, daß die Mitte des Monats November heran-  
kommen dürfte, ehe das Reichsversicherungsamt im Besitz sämt-  
licher Nachweisungen sein wird. Die Arbeit, welche demnach  
dem Reichsversicherungsamt zufallen wird, ist gleichfalls nicht  
gering anzuschlagen; denn es wird nunmehr diese Nachweisung  
nach Berufsgegenständen, Provinzen und Ländern zusammen-  
zustellen sein, damit das Versicherungsamt in den Stand gesetzt  
wird, alle in Bezug auf die Bildung der von Berufsgenossen-  
schaften eingegangenen Anträge an der Hand des statistischen  
Materials zu prüfen und zu entscheiden. Erst wenn dies ge-  
schehen ist, wozu bei dem angestrebten Fleiße Wochen ge-  
reichen dürften, wird das Reichsversicherungsamt in der Lage  
sein, die im Unfallgesetz vorgeschriebenen Generalversammlungen  
einberufen. Es dürfte daher der Monat Januar oder Februar  
herankommen, ehe an die Berufung der ersten Generalversam-  
lung zu denken ist.

**Auf Grund des Kolportage-Paragraphe**, welchen die  
konservativ-reaktionäre Reichstagsmajorität dem Gesetz einverleibt  
hat, ist der Vertrieb des „altbannoverschen Volkskalenders“ im  
Umherziehen untersagt worden, weil ein darin enthaltener Ar-  
tikel „in sittlicher Beziehung Aergernis zu er-  
regen“ geeignet sei. Der Herausgeber des Kalenders ist ein  
hochorthodoxer Pastor Grote, welcher wegen der allzu lebhaften  
Bekundung seiner weltlichen Ansichten vielfach mit den  
Behörden in Konflikt gerathen ist, und der bezeichnete Artikel  
schildert die polizeilichen und gerichtlichen Verfolgungen, denen  
der Kalender unterworfen worden. — Die „Voss. Zig.“ bemerkt  
hierzu: Wenn darin strafbare Dinge enthalten sind, so wäre  
es Sache der Staatsanwaltschaft, die Anklage zu erheben; daß  
aber der Begriff des „sittlichen Aergernisses“ darauf angewen-  
det wird, ist ebenso unzulässig, wie es andererseits eine tref-  
liche Satyre auf die orthodoxen resp. die weltlichen Gesinnungs-  
genossen des Pastors Grote ist, die für den Kolportage-Para-  
graphen gestimmt haben.

**Auf Grund des Sozialistengesetzes** verbot der Re-  
gierungspräsident zu Frankfurt a. D. den bei J. H. W. Diez

mit dem großen schönen Mädchen zu den um ihn  
Versammelten trat; er schien eine Ansprache zu erwarten,  
doch, da sie ausblieb und Beide sich nur demüthig neigten,  
fuhr er ruhig fort, theilte dann seinen Segen aus und schritt,  
von den Meisten gefolgt, weiter. Rogan's Begleitung schloß  
aber seinen fragenden Blick in ihrem Auge, das sie einen Mo-  
ment schäktern zu ihm hob, und mit Unruhe drückte sie den  
Arm des Alten.  
„Was giebt es zu fürchten?“ sagte dieser kaltblütig.  
„Ich fürchte nichts,“ erwiderte sie, „im Gegenfall könnte  
ich zu diesem ehrwürdigen Manne das größte Vertrauen haben,  
seine Rede hat mich sanft ergriffen — nur —“  
„Sprecht leiser,“ unterbrach sie Rogan. „Eure Sprache  
paßt nicht zu Eurem Kleide. Der Eisenhändler hat Euch nie ge-  
sehen — bald haben wir überhaupt den Fußsteig erreicht, der  
uns in die Seitenschlucht führt, wo wir diesem ewigen An-  
starren entgehen.“  
Aber gerade wo dieser Fußsteig aus dem Hauptpfade sich  
abzweigte, standen Menschen, die von den Höhlen schon zurück-  
geleitet waren, in lebhaftem Gespräch, und wie es schien, war  
es kein erfreuliches. Laute heilige Worte machten sich bemerk-  
lich, doch nicht von Panik, sondern aus gemeinsamem Unwillen  
erzeugt.  
„Da, da kommt Vater Rogan“, schrien ein Paar. „Den  
geht es am meisten an!“  
Und sie liefen ihm entgegen nicht ohne verwunderte  
Blicke auf seine Begleiterin zu thun, die sie nicht kannten, und  
nie bei ihm gesehen hatten. Doch war jetzt ein größeres  
Interesse wirksam.  
„Hast Du gehört, Gewatter? Hast Du gehört?“ riefen sie  
schon von Weitem.  
„Was denn?“ entgegnete er ruhig. „Ich denke, die beiden  
Grotten sind voll bis zum Ueberfließen, und wir können Gott  
Danken für die gute Aussicht des Jahres.“  
„Korn und Wein im Ueberfließen!“ schrien die Leute durch-  
einander. „Aber auch das werden sie uns noch nehmen! Weist  
Du denn gar nichts? Ist der Eisenhammer von Oisan nicht  
Dein eigen?“  
„Freigut, mit meinem Gelde bezahlt“, antwortete der Alte  
aufmerksam.  
„Nun, er soll still stehen, soll abgeschafft werden —  
kein Eisenwerk soll mehr sein in Graissouren!“ Und wäh-  
rend die Leute fast unverständlich sich überschrien, waren  
Aller Augen auf den alten Hammermeister gerichtet, welchen  
Eindruck diese Reden auf ihn machen würde. Erst

in Stuttgart herausgegebenen gedruckten und verlegten „Auf-  
ruf zur Reichstagswahl“, datirt vom September 1884.

Die Todesstrafe ist nicht — wie verschiedene Blätter be-  
reits gemeldet haben — im Kanton Zürich in der Schweiz be-  
reits wieder eingeführt. Es ist das ein Mißverständnis,  
welches hauptsächlich dadurch entstand, daß durch den Satz:  
„Diese Bestimmung tritt sofort in Kraft“ sich verschiedene  
Blätter verleiten ließen, zu glauben, dieselbe habe einen abso-  
luten Werth, während sie nur für den Fall gilt, daß der  
ganze Artikel in der Volksabstimmung angenommen wird.  
Man hat es nicht mit einem endgiltigen Erlaß der Kantons-  
Behörde, sondern vorläufig nur mit einem Vorschlage derselben  
an's Volk zu thun.

**Holland.** Infolge eines königlichen Dekret wird das  
Parlament am nächsten Samstag den 11. d. Mts. geschlossen  
und aufgelöst. Die Neuwahlen für die zweite Kammer finden  
am 28. Oktober, für die erste am 5. November statt. Das neue  
Parlament tritt am 17. November zusammen.

Die Zustände in Spanien schildert ein Korrespondent  
hiesiger Zeitungen folgendermaßen: Die Presse erfährt jetzt  
täglich neue Beschränkungen. Konfiskationen und Geldstrafen,  
Verurtheilungen von Journalisten mehren sich in bedenklicher  
Weise. Man spricht ferner von strenger Kontrolle, beson-  
dere Ausweisung von fremden Korrespondenten. Denn wie hart auch  
die Spanier über sich selbst urtheilen, sie können es nicht ver-  
tragen, wenn Fremde nur einen kleinen Theil der Wahrheiten  
auszusprechen wagen, die sie selbst erkennen. Die soziale  
und Finanzlage des Landes ist trostlos. Die Choleraepidemie hat  
Handel und Industrie gelähmt, die Heuschrecken, Ueberflutungen  
haben große Strecken, ganze Provinzen mehr oder  
minder verödet. Die Arbeiterfrage nimmt einen sehr ernsten  
Charakter an. In Malaga sind allein etwa 14000 Arbeiter  
brodlos, erschreckend groß sind die Massen der Beschäftigung  
Suchenden in anderen Städten und besonders auch hier in  
Madrid. Daneben wird in den höheren Gesellschaftskreisen  
ein Luxus entfaltet, wie er kaum irgendwo anders gesehen  
werden kann. Die Luxusluden mehren sich, und viele von  
ihnen sind während des Sommers in einer übertrieben ver-  
schwenderischen Weise ausgestattet worden — natürlich sind die  
Preise, die dort verlangt werden, auch darnach. Die Damen-  
schneider lassen sich die Kleider, die vor wenigen Jahren noch  
1000 Francs kosteten, heute mit 3000 und mehr bezahlen.  
Dabei sind die Staatskassen leer, die Bankverhältnisse geradezu  
trostlos, und es ist nicht unmöglich, daß bald ein Anarch  
erfolgt. Die „Welt“, die „Gesellschaft“ läßt sich aber weder dadurch,  
noch durch das allgemeine grenzenlose Elend stören, sondern  
lebt lustig in den Tag hinein. Die Exponenten der könig-  
lichen Oper haben der Verwaltung derselben den Tod ge-  
schworen und verschwendet das ersparte Geld auf andere  
Weise, und Viele, die bisher nicht dazu kommen konnten,  
treten nun an Stelle Jener ein und abonniren fleißig. —  
Nur die Lotterie blüht hier — und, flüstert man sich zu: die  
Spielhöhlen.

**Cholera.** In Italien starben am 8. d. Mts. 102 Per-  
sonen an der Cholera.

**England.** Wie die „Times“ erfahren, ist im gestrigen  
Kabinettsrathe beschlossen worden, sofort Maßregeln zu ergreifen,  
um den Eingriffen der Boeren im Betschuanaland ein  
Ende zu setzen; eine präzisere Form für das Einschreiten sei  
jedoch noch nicht festgestellt. — Damit wird es auch wohl noch  
etwas dauern, denn das ist nicht so ganz leicht: die Boeren  
sind keine Egypter, welche beim ersten Schuß davon laufen.

**Ägypten.** Das Journal „Bhare el-Magdrie“ ist wegen  
eines Artikels, der sich für die Wiedereinführung des früheren  
Kedive Ismail Pascha ausspricht, auf 3 Monate suspendirt  
worden. — Das Verbot zeigt wieder recht deutlich die Frei-  
heitsliebe der englischen Regierung. Sobald in den „eroberten“  
Ländern sich eine oppositionelle Stimme erhebt, wird dieselbe  
in einer Weise unterdrückt, die den russischen Absolutismus noch  
übertrifft.

**Süd-Afrika.** Die amtliche Zeitung von Transvaal hat  
am 16. September eine Proklamation veröffentlicht, des In-  
halts, daß die Südafrikanische Republik ein Protektorat über  
das Territorium Moshoos hergestellt habe und die Juris-  
diktion über dieses Gebiet kraft der Klausel 4 der Londoner  
Konvention beanspruche. Mr. Joubert ist zurückgerufen worden,  
um den Verhandlungen des Volksrats beizuwohnen und der  
Unterrichtsminister wurde abgedacht, um seinen Platz einzu-  
nehmen. — Der Volksraad des Orange Freistaates hat die  
Annexion des Territoriums Baralong ratifizirt.

**Australien.** Verschiedenen gleichlautenden Nachrichten zu-  
folge haben neuerdings an der Südküste von Neu-Guinea  
arge Ausschreitungen bei der Anwerbung von Ar-  
beitern stattgefunden. Mehrere Arbeiterschiffe von  
Queensland waren längt mit der Anwerbung von  
Arbeitern in East Cape beschäftigt und es wurden bei dieser  
Gelegenheit von den Mannschaften dieser Schiffe  
nicht weniger als 38 Eingeborene niederge-  
schossen! Von derselben Küste werden auch andere Aus-  
schreitungen gemeldet, und es ist befriedigend zu hören, daß  
vor einiger Zeit ein mit diesem schändlichen Handel beschäftigter

schüttelte er ungläubig den Kopf, dann blickte er von Einem  
zum Andern, und als es ihm endlich gelang, mit seiner Stimme  
durchzudringen, fragte er ruhig: „Still stehen mein Eisen-  
hammer? Kein Hütenwerk mehr in Graissouren? Wer hat  
Euch die Mädchen aufgebunden?“  
„Nicht aufgebunden!“ schrien sie wieder. „Der Müller  
von Barrauz ist eben gekommen — dem hat es sein Herr selbst  
geleigt, heut wird es in Grenoble bekannt gemacht. Nun laßt  
der Müller, dem wick's Wasser nicht mehr fehlen und Mehl  
brauchen sie, d'rum —“  
„Eisen auch!“ rief Vater Rogan mit funkelnden Augen,  
daß an seinem Arm das Mädchen erschraf. „Was soll aus der  
elenden Welt werden, wenn sie kein Eisen mehr hat! — Doch  
was erbohe ich mich? So dumm ist diese Gesellschaft, daß ich  
mich schäme, darauf gehört zu haben.“  
Nicht so dumm, mit Verlaub, Meister Rogan“, ließ sich  
eine Stimme aus dem Haufen vernehmen, als der Hammermeister  
kurz durchbrechen wollte, um seinen Fußsteig einzuschlagen. Es  
war der Müller, welcher die Nachricht gebracht hatte. Rogan  
blieb stehen und sah ihn finstern an.  
„Die Geschichte ist wahr“, sagte der Müller mit schlecht  
verhehlter Schadenfreude. Eisen wird d'rum in der Welt nicht  
fehlen, wenn auch die Hammerwerke in Graissouren stille  
stehen.“  
„Aber wer kann mir befehlen, mein freies Eigenthum nicht  
zu benutzen?“ rief der Alte und ärgerte sich im selben Augen-  
blicke, daß er sich in einen Streit über den Unsinn einließ. Be-  
halten Eure Neugierden für Euch!“ sagte er kurz hinzu und  
drängte wieder fort.  
„Wollt Ihr nicht wenigstens den Grund wissen?“ fragte  
der Müller höhnißch.  
Rogan blieb wieder stehen.  
„Sch, den Studenten in Grenoble soll das Holz nicht  
theuer werden, das ist Alles!“ sagte der Müller und lachte  
hell auf. „Dumm ist es also doch nicht — und daß es wahr  
ist, dafür bürgt der Name meines Herrn, des Seneschals von  
Dauphiné, der mir's mit seinem Worte bezeugt hat, als ich  
es auch nicht glauben wollte. Heut am Dreißigstag wird es  
in Grenoble bekannt gemacht, als Befehl unseres allergnädig-  
sten Herrn, des Dauphins.“  
„Wollen seh'n! Wollen seh'n!“ sprach Rogan hastig.  
„Den Herrenleuten, die selbst eigen sind, können sie sperren,  
was ihnen beliebt — uns, den Freien, aber sollen sie's bleiben  
lassen.“  
Damit schob er den Müller, der noch etwas von „Be-

Schooner von dem englischen Kanonenboot „Swinger“ mit  
Beschlagnahme belegt und nach Kooktown gesandt wurde, damit dort  
eine gerichtliche Untersuchung veranstaltet werde. — Es ist  
längst öffentliches Geheimniß, daß die australischen Kolonien  
und namentlich Queensland sich ihre Arbeiter in einer Weise  
verschaffen, die sich von der der Sklavenjäger nicht viel unter-  
scheidet. Mit der sogenannten „Anwerbung“ hat es eine ganz  
besondere Bewandniß; die Eingeborenen werden verlockt ein  
Papier zu unterschreiben — d. h. sie machen drei Kreuze auf  
denselben — ohne daß sie von dem Inhalt Kenntniß haben.  
Dann werden sie mit Gewalt auf's Schiff geschleppt und den  
Kolonien zugeführt. — Diese Geäußerten hätten längt ge-  
seitigt werden müssen, allein man hat die Kolonisten ruhig ge-  
währen lassen, man steht mit sehr beschränkten Armen zu. Offen-  
lich wird nach dem Bekanntwerden der ärgsten Verhältnisse end-  
lich einmal die Aufmerksamkeit der zivilisierten Menschheit auf  
dieses Treiben gelenkt und dadurch Abhilfe geschaffen.

**Zum chinesisch-französischen Konflikt** wird aus Hanoi  
gemeldet: General Negrier stieg gestern bei Kep auf 6000 chi-  
nesische Rekruten, welche mehrere, ein Zentral-Schanzwerk um-  
gebende Beschanzungen besetzt hatten. Die Chinesen begannen  
den Angriff und suchten die französischen Truppen zu um-  
zingeln, das Gefecht dauerte von früh 9 Uhr bis Nachmittags  
2 Uhr und endete mit der Flucht der Chinesen. Der Rückzug  
nach der chinesischen Grenze wurde den Chinesen abgebrochen,  
dieselben flohen in vereinzelten Haufen in der Richtung von  
Daognan und wurden von den französischen Truppen verfolgt.  
Die mit der Verteidigung von Kep beauftragten chinesischen  
Truppen leisteten bemerkenswerten Widerstand, in die Des-  
schick Kep, welche von den französischen Truppen umzingelt  
wurde, mußte Bresche geschossen werden, das Zentral-Schanzwerk  
wurde mit dem Bajonnet genommen. In der Ortschaft Kep  
allein verloren die Chinesen über 600 Mann an Todten. Die  
französischen Truppen gingen mit großem Muthe vor und ero-  
birten mit solcher Umsicht und Entschiedenheit, daß man sich  
der Rückzugslinie des Feindes bemächtigen konnte. Das ge-  
samte Kriegsmaterial der Chinesen und eine große Anzahl  
von Maulthierren und Pferden fiel in die Hände der fran-  
zösischen Truppen. Die Verluste der französischen Truppen be-  
trugen: ein Kapitän und einige 20 Mann todt, 8 Offiziere und  
etwa 50 Mann verwundet. General Negrier und ein Os-  
donnanzoffizier sind leicht verwundet. General Briere de la Rivière  
ist nach dem Schauplatz der Operationen abgegangen. — Man  
darf nicht vergessen, daß diese Nachricht aus französischer Quelle  
kommt. — Ein Telegramm der „Agence Havas“ aus Schanghai  
meldet: Das Bombardement in Ransui, welches am 2. d. M.  
begann, dauerte noch am 6. d. M. fort. Sämtliche Forts  
sind zerstört; die Häuser der europäischen Einwohner sind von  
den Kugeln stark mitgenommen, die Einwohner selbst haben  
nicht gelitten. Die Chinesen waren stark veranlagt. — Die  
vollständige Besitzergreifung der Insel Formosa, als Faustpfand  
für die Erfüllung des „Friedens von Tientsin“ seitens der  
Chinesen, wird den Franzosen voraussichtlich nicht allgütige  
Schwierigkeiten machen, denn der Widerstand der Chinesen ist  
nur ein geringer.

### Wahlbewegung.

Im 6. Berliner Wahlkreise hielt der konservativ-anti-  
semitische Kandidat, Dr. Jzmer, einen von Verdröhungen und  
Unrichtigkeiten strotzenden Vortrag, der den Unwillen und die  
Erbitterung vieler Anwesenden hervorrief. Das Verhalten des  
Herrn Jzmer in der Stadtverordneten-Versammlung ist zur  
Genüge bekannt, es hat gezeigt, daß die Handwerker und Ar-  
beiter von ihm nichts zu erwarten haben. Und das Verhalten  
des Herrn Jzmer in dieser Versammlung hat wieder vielen  
die Augen geöffnet; einige Arbeiter, welche einen Zwischenfall  
fallen ließen, wurden in der brutalsten Weise aus dem Saal  
geworfen. Eine Diskussion wurde nicht beliebt, jedenfalls ist  
Herr Jzmer der Ansicht, daß seine Phrasen eine Diskussion  
nicht vertragen können.

— Auch die Herren „Freisinnigen“ haben wieder einmal  
im 6. Wahlkreise „unter sich“ eine öffentliche Wählerver-  
sammlung abgehalten in welcher der „alte Klog“ und der Jzmer-  
arzt Dr. Mendel den „Wählern“ allerhand zum Besten gaben.  
— Wo ist denn mehr für die Arbeiter geschehen als in  
Berlin? — so ruft der Herr Mendel mit Pathos aus.  
Nur gemacht ihr Herren, wir wissen und haben täglich Be-  
spiele, mit welchen Löhnen städtische Arbeiter abge-  
funden werden; und haben nicht die Herren Stadtväter  
da, wo es galt den städtischen Arbeitern einige Groschen mehr  
zu zahlen, gegen dieses Mehr gestimmt? — Sollte dem Herrn  
Mendel dieses nicht bekannt sein? — Nun, die Berliner Ar-  
beiter und Handwerker rechnen mit Thatfachen, sie werden am  
Wahltag zeigen, daß durch das Gesunkener der sogenannten  
„Freisinnigen“ sich Niemand irreführen läßt.

### Lokales.

**Das beste Wasser Berlins.** Auf Anregung des Herrn  
Geheimrath Koch ordnete das kaiserliche Gesundheitsamt eine  
wassertechnische Kühle, unsanft beiseit und wandte sich in die Neben-  
schlucht, deren Krümmung ihn mit seiner schönen Begleiterin  
bald den Blicken der Nachschauenden entzog. Sie schritten  
erst, ob er Recht habe, daß ihm der freie Betrieb seines er-  
kauften Hammers nicht gewährt werden könne, dann: wer das  
auffallend schöne Mädchen gewesen sei, mit welchem er ge-  
kommen. Mehrere kannten seine Sippchaft genau und be-  
haupteten, daß sie nirgend hin wisse — und sie trug doch die  
Kleidung der Gegend.

2.  
Durch die Straße Chalemont in Grenoble ritt bei dunk-  
lem Abende eine kleine Schaar von Gewaffneten. Der Reiter  
weg zwang sie zu langsamer Gangart, auch stolperten die  
Pferde mehr als einmal, denn sie hatten eine weite Strecke an  
demselben Tage zurückgelegt. Schweigsam folgten die Reiter  
ihrem Anführer, der allein an der Spitze ritt und in seiner  
Ungebuld den ganzen Berg Rabot, der ihn noch am Ziele  
aufhielt, in die Tiefe des Meeres wünschte. Es war aber das  
Schicksal dieses Mannes überhaupt, daß er stets nah am Ziele  
aufgehalten wurde — wohl ihm, wenn er alle Hindernisse durch  
Ausdauer so gut befeht hätte, als die heutigen!  
„Sie werden sich wundern!“ murmelte er in sich hinein  
und lächelte dabei.  
Von der Kirche Notre-Dame schlug es sieben Uhr, vor  
den Reiter zeigte sich der Palast des Dauphins — da stilt  
das müde Pferd des Anführers noch einmal aus und stolp-  
dummsüchtig hin, daß sein Reiter, der nachlässig gewesen war,  
mit dem halben Leibe unter dem Thiere begraben wurde. Ge-  
schrien eilten die Leute seines Gefolges herbei, sprangen ab  
und halfen ihm auf.  
„Das ist ein übler Empfang!“ sagte er verdrießlich — aber  
unbeschädigt.  
„Absit omen! Es möge kein übles Vorzeichen sein!“  
sprach mit breitem Lächeln einer der Begleiter.  
Für Euch, mein getreuer Rath, bedeutet es, daß  
Ihr den Rest des Weges zu Fuß gehen sollt!“ erwiderte  
der Geführte, und schwang sich schnell auf das Pferd, das  
das Thor des Palastes, ohne auf den drohenden Anruf der  
Wachen zu achten, bis endlich ein Pfeil durch die Dunkelheit  
dicht an seinem Kopfe vorüber schwirrte.  
„Beim heiligen Georg! Das ist zu stark!“ rief er jetzt.  
„Bedeute doch Einer die Grotten, wer wir sind!“  
(Fortsetzung folgt.)



Beschäftigung eines jugendlichen Arbeiters während der festgesetzten Erholungsperiode von der Anlagenebehörde verantwortlich gemacht. Die Angeklagten, welche in der fraglichen Zeit in ihrer Fabrik gar nicht anwesend waren, stellten unter Beweis, daß nicht nur die einzelnen Meister ihres ausgedehnten Establishments die Weisung erhalten haben, strengstens für die Entfernung der etwa beschäftigten jugendlichen Arbeiter während der Erholungsperioden zu sorgen, sondern daß auch der Portier instruiert ist, die jugendlichen Arbeiter gewaltsam hinausbringen zu lassen, wenn sie nicht gleich nach Beginn der Pausen die Fabrik verlassen. Die vernommenen Zeugen bestätigten diese Angabe, und der Portier Hodel räumte ein, daß er zu jener Zeit mit der ihm ausgetragenen Kontrolle nur etwas lässig gewesen wäre. Staatsanwalt Lehmann führte aus, daß die Ertheilung der Instruktion nicht genüge, sondern daß die Urheber auch zur eigenen Kontrolle verpflichtet seien. Da diese unterlassen, beantragte er Verurteilung der Angeklagten zu je 5 Mark. Der Verteidiger Dr. Kempner hob hervor, daß selbst die eigene Kontrolle in einem ausgedehnten Establishement nicht verbüßen könne, daß nicht doch ein jugendlicher Arbeiter während der Pausen in der Fabrik zurückbleibe. Seine Mandanten haben nämlich zur Verbüßung dieses Vorkommens alles nur denkbare gethan, weshalb er die Freisprechung beantragte. Der Gerichtshof verurtheilte die Angeklagten nach dem Antrage des Staatsanwalts, da dieselben für die Befolgung der gesetzlichen Vorschriften unter allen Umständen verantwortlich seien.

Als Kuriosum verdient die Thatfache Erwähnung, daß ein heute in der 99. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts fungirender Schöffe zugleich in einer Privatklage wider ihn sich vor derselben Abtheilung verantworten sollte. Selbstredend mußte, da Niemand Richter in seiner eigenen Sache sein kann, der Termin aufgehoben werden.

### Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Polizeilich aufgelöst wurde nach kaum halbstündiger Dauer die seitens der Arbeiterpartei einberufene Versammlung der Wähler des VI. Wahlkreises, welche am Donnerstag, etwa 500 Mann stark, in der „Norddeutschen Brauerei“ unter dem Vorsitz des Herrn Gronow tagte. Herr Stadtv. Ewald, der das Referat übernommen hatte, bat, bevor er in die Tagesordnung („Die Denunziation des Herrn Eugen Richter gegen die Arbeiterpartei“) eintrat, die Versammlung darum, während des Vortrages, um keine Veranlassung zu Störung ev. Auflösung zu geben, weder Beifall noch Mißbilligung kundgeben zu wollen, und theilte noch mit, daß in der Stadtverordneten-Versammlung, aus der er soeben komme, die Mitglieder von der Arbeiterpartei in Verbindung mit denen von der Bürgerpartei sich eines Erfolges zu erfreuen gehabt. Es habe sich darum gehandelt, ob für das Grundstück Gilschinerstraße 106 dem Eigentümer die nachträglich geforderte höhere Kaufsumme bewilligt werden oder ob das der Stadtgemeinde aus der von demselben akzeptierten Kaufofferte zustehende Recht gewahrt werden solle. Auf Antrag der Mitglieder von den zwei genannten Parteien habe namentliche Abstimmung stattgefunden, und diese habe die Verneinung der ersten und die Bejahung der zweiten Frage mit 54 gegen 45 Stimmen zur Folge gehabt. — In die Tagesordnung ein tretend, theilte Referent mit, Herr E. Richter habe in einer öffentlichen Versammlung behauptet, daß in der Arbeiterbewegung es sich nicht um die bloße Erzielung höherer Löhne sondern vielmehr darum handle, der sozialdemokratischen Partei Vorstoß zu leisten. Diese Behauptung sei eine gegen die gesammte Arbeiterbevölkerung Deutschlands gerichtete Denunziation, welche zur Folge haben könnte, daß das Loos, ausgewiesen zu werden, nun auch solchen Arbeiter zu Theil würde, welche bis jetzt noch zur deutsch-freisinnigen Partei gehören, da auch solche sich an der Lohnbewegung beteiligen. Solche Arbeiter würden sich dann bei dem Chef ihrer Partei zu bedanken haben. Dann die Fragen beantwortend: Was wollen wir? und was will die deutsch-freisinnige Partei? führte Referent Folgendes aus: In ihrem Wahlflugblatt für die Wähler des 4. Wahlkreises habe die deutsch-freisinnige Partei die Forderung: „Gleiches Recht für Alle!“ Aber diese Forderung habe in der Praxis ein Loch bekommen, indem 26 Parteigenossen für das gegen die Sozialdemokraten gerichtete Ausnahmengesetz gestimmt haben. Es werde nun zwar versichert, daß die Herren es künftig nicht wieder thun werden. Aber schon haben zwei dieser Herren: Herr Hornow und Herr Friesch in ihren Wahlreden sich dahin geäußert, jetzt noch nicht zu wissen, ob sie das nächste Mal gegen dieses Ausnahmengesetz stimmen werden. Herr Ludwig Löwe habe ihm (dem Redner) versichert, er werde nicht in der Partei bleiben, wenn die 23 nicht ausgeschlossen würden. Die 26 seien nicht ausgeschlossen worden, und doch sei Herr Ludwig Löwe in der Partei geblieben. Man habe demnach keine Garantie dafür, daß die deutsch-freisinnige Partei die Forderung: „Gleiches Recht für Alle!“ künftig mit voller Konsequenz zur Geltung bringen werde. In Bezug auf das Wahlflugblatt der Arbeiterpartei habe man gesagt, daß die in demselben gestellten Forderungen keine andere seien, als die der deutsch-freisinnigen Partei. Aber in Betreff der Forderung des gleichen, geheimen Wahlrechts, sei es bekannt, daß wir dasselbe für die Reichstagswahlen dem Fürsten Bismarck, aber nicht der Fortschrittspartei zu verdanken haben. Dafür, daß dieses Wahlrecht auch für die Landtags- und die Kommunalwahlen eingeführt werde, sei die Fortschrittspartei in der Zeit, wo sie die Majorität gehabt, nicht eingetreten, und der deutsch-freisinnigen Partei sei es mit dieser Forderung auch jetzt noch nicht voller Ernst. Redner begründete dann die Forderung der progressiven Einkommensteuer und die eines Maximalarbeitstages, die letztere mit dem Hinweis auf die schädlichen Folgen einer zu langen Arbeitszeit für die Gesundheit und die Lebensdauer der Arbeiter, und auf das Interesse, welches der Staat daran habe, daß die jungen Arbeiter zum Militärdienst tauglich bleiben, und die Gemeinden daran, daß die verheiratheten Arbeiter, die Ernährer ihrer Familien, diesen nicht zu früh durch den Tod entzogen werden. „Wir wollen nicht, daß man die Arbeiter so ausbeutet, wie es bis jetzt geschieht.“ Als Redner diese Worte ausgesprochen, erhob sich der überwachende Polizei-Veutenant und erklärte die Versammlung für aufgelöst. Nach dem Grunde gefragt, hat derselbe auf § 9 des Sozialistengesetzes hingewiesen. Mit Hochrufen auf Hasenclover und Ewald verließen die Anwesenden den Saal.

Die erste ordentliche General-Versammlung des Fachvereins der Schmieide findet am Montag, den 13. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr in Grätwell's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79 statt. Tagesordnung: 1. Kasernenbericht. 2. Vortrag über Unterstützung der Arbeitslosen im Verhältnis zur Lohnfrage. Referent Herr Töbler. 3. Fortsetzung der Delegirtenwahl. 4. Bericht des Referenten und Fragelisten. Mitglieder, welche noch an den am 15. beginnenden Kursus im Schönschreiben teilnehmen wollen, haben sich in der Versammlung beim Vorstand zu melden.

Der Streik in der Pianofabrik des Herrn Weidenlauffer, Staligerstraße 29 a, steht ebenfalls mit auf der Tagesordnung der Morgen, Sonntag, Vormittag 10 Uhr, im Wintergarten des Centralhotels, Dorotheenstraße 17-19 stattfindenden Versammlung der Tischler und Berufsgenossen Berlins. Herr Weidenlauffer sowie Herr Glag sind brieflich eingeladen. Dieser Versammlung der Tischler scheint man überhaupt in allen Interessententreffen eine hohe Bedeutung beizumessen, da als Hauptverhandlungspunkt dieser Massenversammlung die definitive Beschlußfassung über die Minimaltarife steht und dazu von den Einberufern alle Fabrikanten, Meister und sonstige Interessenten eingeladen sind.

Der Verein der Stereotypen feiert am Sonntag den 12. d. Mts. im Louisenstädtischen Konzerthause sein drittes Stiftungsfest.

Der Verein zur Wahrung der materiellen Interessen der Drechsler und Berufsgenossen tagt am Montag, den 13. Oktober, Abends 8 Uhr bei Leichter, Neue Grünstraße 2. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht. — Aufnahme neuer Mitglieder. — Gäste willkommen.

Der Arbeiter-Bezirksverein der Rosenthaler Vorstadt hält Montag, den 13. Oktober, Abends 8 Uhr, im Vorderhof des alten Berliner Viehhofes, Brunnenstraße und Adenstraße eine große Versammlung ab. Tagesordnung: 1. Revision des Berichtes. 2. Kulturgeschichtliches. Vortrag des Herrn Dr. Deumann: Die Bauernkriege. 3. Fragelisten. Gäste haben Zutritt. Mitglieder werden aufgenommen.

h. Der neue Verein der Berliner Metallarbeiter, den schon bei seiner provisorischen Konstituierung 300 Mitglieder beitraten und welcher jetzt deren über 350 zählt, wolle in seiner ersten Generalversammlung am Donnerstag Abend im Louisenstädtischen Konzerthause die definitive Vorstandswahl. Dieselben seien auf die Herren Kojan zum ersten und Demuth zum zweiten Vorsitzenden; Groß zum ersten und Thiele zum zweiten Schriftführer, Neßband zum Hauptkassierer und Wöhling zum Kassierer-Stellvertreter, Schmoll, Untermann und Quindt zum Kassierern; Krug und Beyer zu Revisoren. — Das Beitrittsgehalt beträgt 50, der wöchentliche Beitrag 20 Pf.

Eine Mitglieder-Versammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavier Arbeiter findet heute Abend 8 1/2 Uhr Kommandantenstraße 77-79, Grätwell's Bierhallen (unterer Saal), statt. Tages-Ordnung: 1. Lage und Berathung der Statutenänderung. 2. Rechenschaftsbericht des 2. Quartals. 3. Die Unterstützungsfrage, bei der Bezüher von Weidenlauffer; dieselben haben die Arbeit niedergelegt, wegen Lohnreduktion von jeder Klasse 25 Pf. Alle Mitglieder werden ersucht, dieser wichtigen Tagesordnung halber recht pünktlich 8 1/2 Uhr in der Versammlung zu sein. Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste sind willkommen. Um recht pünktliches Erscheinen bittet der Vorstand.

Den Mitgliedern der Zahlstelle, Gr. Frankfurter-Thorbezirk, sei in Erinnerung gebracht, daß die Zahlstellen sich befinden Gr. Frankfurterstr. 116 b. Kalisch, Fruchtstr. 63 b. Dommrich, und die 3. neue Stelle, Lichterbergerstr. 17 bei Wech.

### Vermischtes.

„Nur geschwitzt.“ Als Turgeniew, so wird dem „Deut. Mts.“ erzählt, einmal während einiger Wochen in Moskau sich aufhielt, wandte ein junger Dichter das — nach Gabel-Audruck — unfehlbare Mittel der unerschämten Jüdelingelkeit an, um dem berühmten „Kollegen“ ein Trauerspiel „Iwan das Gewitter“ vorzulesen. Der junge Mann las mit Feuer, ohne aufzublicken, bis zum Ende des zweiten Aktes. Da bemerkte er, daß Turgeniew das Taschentuch an die Augen drückte. Entsetzt rief er aus: „Iwan Sergiewitsch, Sie haben gemeint!“ — „Nein“, erwiderte Turgeniew, „nur geschwitzt.“

Welcher Wechsel in hundert Jahren. Die erste Baumwollwolle, welche aus Amerika exportirt wurde, bestand aus zwei Säcken, die genau vor 100 Jahren in Liverpool gelandet waren; und die Zollbehörden hielten die Ladung einige Zeit zurück, da es für unmöglich gehalten wurde, daß in Amerika eine solche Menge produziert sein konnte. Jetzt finden wir, daß die letzte jährige Ernte sich auf 6 940 756 Ballen bezifferte, wovon 1 760 597 Ballen exportirt wurden.

### Briefkasten der Redaktion.

E. F. Gewiß kann Ihnen das passieren. ad II. Ich weiß nicht, um solche nebensächliche Dinge kümmern mich nicht.

Jänike. Wird mit Dank benutzt werden.

Abonnent Kochstr. 14. Den ersten Theil Ihrer Frage können wir Ihnen hier im Briefkasten nicht beantworten. Sie werden in nächster Zeit eine ausführliche Schilderung der dortigen Verhältnisse an anderer Stelle finden. Die Hauptsprache ist flämisch, es wird aber auch französisch gesprochen.

### Theater.

**Königliches Opernhaus:**  
Sonnabend: 200. Vorstellung. Robert der Teufel.

**Königliches Schauspielhaus:**  
Sonnabend: 203. Vorstellung. Der Veibarst.

**Deutsches Theater:**  
Sonnabend: Zum 1. Male: Die große Glocke. Lustspiel in 4 Akten von Oskar Blumenthal.

**Gesellschaft-Theater:**  
Sonnabend: 16. Gastspiel der Kgl. Hofchauspielerin Franziska Clementreich. Neu einstudirt: Adrienne Lecocqeur. Drama in 5 Akten von Scribe und Legouvez.

**Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater:**  
Sonnabend: Gasparone.

**Walhalla-Operetten-Theater:**  
Sonnabend: Hofna.

**Ostend-Theater:**  
Sonnabend: Zum 1. Male: Unter den Tropen. Volksstück in 3 Akten und 8 Bildern von A. v. Gordon. Vor und nach der Vorstellung: Gr. Concert.

**Central-Theater:**  
Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.  
Sonnabend: Zum 72. Male: Jäger-Liebes. Gesangsposse in 4 Akten von L. Treptow; Couplets u. Quodlibets v. G. Böck. Musik von G. Steffens. Kassee-Eröffnung 6 1/2 Uhr, Anfang der Vorstellung 7 1/2 Uhr.

**Louisenstädtisches Theater:**  
Direktion: Josef Firmans.  
Sonnabend: 30. Gesamt-Gastspiel der Liliputaner. Robert und Bertram. — Nachm. 2 Uhr: 5. Kinder-vorstellung. Snerowittchen und die Zwerge. Großes Pantomimenstück in 4 Bildern von C. A. Bödner. — Ermäßigte Preise. Der Vorverkauf zu sämtlichen Vorstellungen findet 3 Tage vorher von 10 Uhr ab an der Theaterkasse statt.

**Victoria-Theater.**  
Sonnabend: Julius Cäsar.

**Residenz-Theater:**  
Direktion: A. Anno, Blumenstraße 9.  
Sonnabend: Zum 29. Male: Die Sirene. (La Flamboyante.) Vorher: Der erste April.

**Wallner-Theater:** Sonnabend: Der Raub der Sabinerinnen.

---

### Alhambra-Theater.

Wallnertheaterstraße 15.  
Sonnabend den 11. Oktober:  
Das Milchmädchen von Schöneberg.  
Volksstück mit Gesang in 3 Akten und 7 Bildern von M. Ransbät.  
Anfang 7 1/2 Uhr. — Morgen dieselbe Vorstellung.

Eine saubere Schlafstube zum 15.  
1007] Reichenbergerstr. 167, v. 3. Tr. b. Fenster.  
Eine Schlafstube wird in der Nähe der Weberstr. 3, 15. d. R. gesucht. Adressen sind in der Exped. d. Bl. abzugeben. [994

Meinen Freunden und Bekannten empfehle meine

# Cigarren- und Tabakhandlung

in der früheren Linde (Admiralstraße 40)

Alle Arten Rauch-, Kau- und Schnupftabak, echt russische, türkische und amerikanische Tabake.

## Fritz Goercki,

Admiral-Strasse No. 40 (frühere Linde).

### Arbeitsmarkt.

#### Einem ordentlichen Laufburschen suchen

Sielmann u. Rosenberg,  
1010 Kommandanten- u. Lindenstraßen-Ecke.

Ein j. Mädchen wird gewünscht i. H. Haushalt, die zu Hause schlafen kann. Louisenufer 14 im Keller. [1004

Berleglerin gef. Wäsche-Geschäft, Ritterstr. 47, 3 Tr. [1002

Stepperin auf Ericot verl. Meyer, Kruchstr. 36a. [1001

1006] Harmonikspiel: r. billig F. W. in l. e l., Langestr. 102, v. 1.

Als Friseurin in und außer dem Hause empfiehlt sich Hochachtungsvoll

Anna Bennewitz,  
Fürstenstr. 1.  
966

Unentgeltlicher Arbeitsnachweis für Metallarbeiter aller Branchen, Ritterstr. 123, Restaurant S. d. l. e, Morgens und Abends von 8-9 Uhr. 974 Die Kommission.

### V. Reichstags-Wahlkreis.

## Wählerversammlung

Sonntag, den 11. Oktober, Vorm. 10 Uhr, im Restaurant Bärwirth, Rosenthalerstr. 4. 989

Montag, den 12. Oktober, Abends 8 Uhr im Restaurant Rübsum, Landsbergerstr. 31 und Landwehrstr. 40a.

Mittwoch, den 14. Oktober, Abends 8 Uhr im Restaurant Siemann, Kienienstr. 8.

Am Sonntag, den 12. Oktober, Abends 6 1/2 Uhr, findet in Grätwell's Bierhallen eine öffentliche Versammlung der Mitglieder der Central-Kranken- und Sterbekasse der deutschen Wagenbauer mit höchst wichtiger Tagesordnung, welche in der Versammlung mitgetheilt wird, statt. (Centrale Verwaltungsstelle Berlin). Ebenso machen wir auf § 5 und 6a unseres neuen Statuts aufmerksam; dasselbe muß streng gehandhabt werden. Nach der Versammlung allgemeiner Familien-Abend. 986

Die Ortsverwaltung.

996] Jede Art seiner Wäsche wird sauber auf Neu geplättet, auf Wunsch a. gew. b. Frau Scholz, Bülkerstr. 51, S. 2 Tr.

### Gewerkschaft der Maschinenbau-Metallarbeiter und verw. Berufsgenossen.

Sonntag, den 12. d. M., Vorm. 10 Uhr:

## Mitglieder-Versammlung

in Grätwell's Bierhallen. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Schwennbagen.

Sonntag, den 12. Oktober, Vormittags 10 Uhr,  
Generalversammlung  
sämtlicher Berliner Tischler  
als Bau- und Möbelmacher, Klavierarbeiter u. s. w.  
Tagesordnung: 1. Definitive Beschlußfassung über unsere Minimaltarife. 2. Der Streik in der Pianofabrik von Weidenlauffer. Alle Tischler am Plage. 997] Gustav Koebel

### Bekanntmachung

der Central-Kranken- und Sterbekasse der Tischler u. s. w. Berlin C. Die Zahlstelle, früher Wilowstraße, 992 sich jetzt Blumenthalstr. 5 bei Schmar.

Sonntag, den 12. Oktober, findet in Bräuer's Saloon, Gr. Frankfurterstr. 74-75 eine

## Große Allgem. Versammlung

der Weber, Wirter, Posamentiere, Strumpfwirler, Spinnereifärber und verwandter Berufsgenossen statt.

Tagesordnung:  
Fortsetzung der Diskussion über Anschluß an die allgemeine centralisirte freie Hilfskasse genannter Branchen

### Trotz alledem!

liefert gute

## Cigarren

M. Meyer,  
1000 Fruchtstraße Nr. 36 a im Freischütz.

Alte Stiefel-Ausverkauf, reell u. b. Rue Friedrichstr. 100

Die Nr. 9 der humoristischen Blätter

## „Der wahre Jacob“

ist erschienen und in der Exped. d. „Perr. Postz.“ zu haben

## Die Entwicklung der Handwerker im Mittelalter.

II.

In engem Zusammenhang mit dem Ringen der Handwerker nach persönlicher Freiheit steht ihr Verhältnis zum Grundeigentum. Im Alterthum deckten sich zwei Begriffe. Nur der Freie konnte Grundeigentum besitzen, und frei war nur derjenige, welcher Grundeigentum besaß. Hatte ein Freier sein Grundeigentum verloren, so durfte er weder in der Volksversammlung noch vor Gericht erscheinen. Die hörigen Handwerker konnten also kein Grundeigentum besitzen. Aber auch hier schufen die geistlichen Stiftshöfe einen Uebergang. In Folge der Vermehrung der Handwerker wurde die Erbauung und Unterhaltung der Arbeitshäuser und Wohnhäuser eine große Last; es war viel bequemer und billiger für die Verwalter, wenn die Handwerker ihre Wohnungen und Werkstätten selber bauten. Der Hofherr, also der Bischof, gab den Platz und erlaubte, im Walde das nöthige Holz zu fällen. Der Handwerker baute mit Hilfe seiner Nachbarn das Haus, mußte aber dem Herrn für den Platz und das Material einen Zins entrichten, und so lange er den Zins zur rechten Zeit bezahlte und das Haus in gutem Stand erhielt, war er der Besitzer, konnte es vererben oder verkaufen; aber der Herr blieb der Eigentümer, denn sobald der Besitzer seine Pflichten nicht pünktlich erfüllte, konnte der Herr ihn ausweisen. Neue Einwanderer konnten nur selten daran denken, sich selbst ein Haus zu bauen, da sie keine Freunde und Nachbarn hatten, die ihnen hilfreiche Hand leisteten, sie mußten also suchen, ein fertiges Haus zu erwerben. Aber selten oder nie besaßen sie Kapital, um das Haus bezahlen zu können, sie versprachen also dem Besitzer, jährlich ihm eine gewisse Summe, eine Rente, zu bezahlen, und falls der Herr seine Zustimmung gab, war der Kauf abgeschlossen, und so lange der Käufer dem Herrn den Zins, und dem früheren Besitzer die Rente rechtzeitig bezahlte, blieb er der Besitzer, konnte das Haus vererben oder weiter verkaufen; entgegenkommend konnte er aber auch von dem früheren Besitzer oder von dem Herrn ausgekauft werden.

Als im 14. und 15. Jahrhundert die Herren sehr häufig in Geldverlegenheit waren, benutzten sie Zins und Rente, um dafür Kapitalien zu erhalten, so wurden Zins und Rente Handelswaare, und die zu Vermögen gelangten Handwerker benutzten die Gelegenheit, um die auf ihrem Hause ruhenden Zins und Renten anzukaufen und somit ihr Erbe in freies Eigentum umzuwandeln. Erst damit traten die Handwerker in die Reihe der Freien ein.

In diesem Ringen und Streben nach persönlicher Freiheit hatten die Bischofsstädte die Führung, die königlichen Hofstädte folgten erst später nach, und wenn sich der Vorkang hier auch in etwas abweichender Weise vollzog, so interessirt uns dies doch weniger, da Hamburg eine erzbischöfliche Stadt war.

In Hamburg ist dieser Entwicklungsgang nicht stufenweise zu verfolgen, auch hat hier die Entwicklung manche Sprünge machen müssen. Zu der Zeit, als gegen Ende des 10. Jahrhunderts in den rheinischen und süddeutschen Bischofsstädten die Geschlechter, die Ministerialen, Mittern und Burgenses, zu Einfluss und Ansehen gelangen lag Hamburg in Trümmern, und als gegen Ende des 11. Jahrhunderts unter Heinrich IV. der Rath in vielen Bischofsstädten die Unabhängigkeit und Freiheit der Stadt erlangte, war Hamburg wieder von den Slaven zerstört. Es ist daher leicht erklärlich, daß die Geschlechter hier nicht zu Einfluss und Macht gelangt sind, was für die Stellung der Handwerker eine wesentliche Bedeutung gehabt hat.

Doch kommt für Hamburg noch ein Umstand in Betracht. Nachdem die Sachsen nach langen blutigen Kämpfen und Kriegen

die Slaven ihrer Herrschaft unterworfen hatten, suchten sie das entvölkerte Land durch deutsche Kolonisten auch für deutsche Kultur und Sitte zu erobern. Für unsere Frage sind die Koloniestädte, wie Rostock, Bismar, Stralsund, Stettin, Breslau u. von Interesse. Wollten die Gründer dieser Städte aus den deutschen Städten Bewohner herbeiziehen, so mußten sie ihnen mindestens Rechte einräumen, welche ihnen in der Heimath geboten waren, und so konnte hier auch von Hörigkeit der Handwerker keine Rede mehr sein, alle Bürger dieser Städte sind frei.

Als Adolf III. gegen das Ende des 12. Jahrhunderts Neu-Hamburg gründete, nahm er die Koloniestädte im Wendeland zum Vorbilde, er verlieh der neuen Stadt sächsisches Recht, alle, welche sich hier niederließen, mußten also frei sein, und wer sich Jahr und Tag hier unangesehen aufgehalten hatte, konnte von seinem etwaigen Herrn nicht zurückgelangt werden, sondern war ebenfalls persönlich frei; es konnten mithin in Neu-Hamburg auch Handwerker echtes freies Grundeigentum erwerben. Bei der unmittelbaren Nähe und dem stetigen Verkehr zwischen beiden Städten wird es den Handwerkern in Alt-Hamburg nicht schwer geworden sein, für sich dieselben Rechte zu erwerben, und in dem Stadterb-Buch von 1248 finden wir sowohl in Alt- wie in Neu-Hamburg Handwerker im Besitz von freien Grundstücken, wie auch im Besitz von Erben gegen Zins und Renten; in Hamburg hat sich also der Uebergang bereits im 13. Jahrhundert vollzogen, der in rheinischen und süddeutschen Städten zum Theil erst im 15. Jahrhundert zum Abschluß gelangte.

Die Handwerker-Unruhen im 14. und 15. Jahrhundert hatten meistens keinen politischen Grund, sie wurden größtentheils durch die Steuern veranlaßt. Die vielen Kriege der Städte-Bündnisse kosteten viel Geld, dieses mußte durch die städtischen Steuern gedeckt werden, durch welche besonders die Handwerker belastet wurden. Schlechte Verwaltung kam nicht selten hinzu, Mißtrauen zu erregen, weshalb die Handwerker bald hier, bald dort Abrechnung verlangten, die aber von den Mitgliedern des Rathes verweigert wurde. So kam es zum Kampf, der dahin führte, daß Handwerker von dem Rath als Mitglieder aufgenommen, oder der alte Rath mit den Geschlechtern aus der Stadt vertrieben wurde, und ein neuer Rath aus Handwerkern an seine Stelle trat. Zwar war diese Stellung nur von kurzer Dauer, denn in den meisten Städten wurde nach kürzerer oder längerer Zeit die alte Ordnung wieder eingeführt, aber es ist doch ein Beweis, wie bedeutend die Lage der Handwerker umgewandelt war.

In den wendischen Städten gab es ebenso wenig wie in Hamburg Patrizier, aber auch hier beschränkte sich die Rathsfähigkeit auf wenige Familien, welche in Folge dessen eine hervorragende Stellung einnahmen; gegen diese richtete sich im 14. Jahrhundert die Bewegung, als die Steuerlast durch die schweren hansischen Kriege so bedeutend gesteigert war, und auch hier endigte der Kampf meist mit dem Sieg der Handwerker, der alte Rath wurde größtentheils verjagt, und ein anderer, aus Handwerkern zusammengefechtet, trat an seine Stelle. In Folge der beiden schweren Kriege gegen Waldemar Altdag hatte auch Hamburg sehr bedeutende Kriegskosten zu zahlen; auch hier wurden die Handwerker unzufrieden, und der Rath mußte auf Mittel finnen, Unruhen vorzuzulassen. Eine Reihe von Fünften erhielt 1375 feste Gesehe, wie z. B. die Bäcker, Krämer, Drechsler, Fischer, Gerber, Glaser, Maler und Sattler, Goldschmiede, Hutmacher, Rannengießer, Kerzengießer, Anochenbauer, Leinenweber, Belzer, Keppschläger, Schmiede, Schänder, Schuster, aber ein Theil der Handwerker war mit dem ihnen freiwillig zugestandenen Rechten nicht zufrieden, sondern hoffte durch Gewalt mehr zu erreichen. 1376 versammelten sich die Unzufriedenen im Johannisloster und verschworen sich gegen den Rath; dieser kam ihnen jedoch zuvor, zog die übrigen Fünfte auf seine Seite und nöthigte dadurch die Auführer

ohne Blutvergießen zur Ruhe. Aber die einmal angeregte Bewegung führte hier zu einem anderen Ziele; nicht daß die Handwerker zeitweilig zur Herrschaft gelangten, sondern die Bewegung nahm einen allgemeinen Charakter an und führte 1410 zur gesetzlichen Sicherung der Bürgerfreiheit, wo in Hamburg allen Städten voranging.

So zeigt es sich, wie sich der Handwerker im Lauf der Jahrhunderte aus der Stellung des fast slavisch behandelten Knechtes durch die des leibeigenen Hörigen zu der des selbstständigen, freien Bürgers emporgerungen hat.

(Hamb. Korresp.)

## lokales.

r. Die Handhabung des Nahrungsmittelgesetzes durch die dazu berufenen Organe hat zwar, wie die von Zeit zu Zeit veröffentlichten amtlichen Berichte dorthin, schon manches Gute bewirkt, leider scheinen aber formelle Instruktionen das rechtzeitige Eingreifen der Behörde in manchen dringenden Fällen zu hindern. Der Portier eines Hauses in der Friedrichstraße kaufte vor einigen Tagen bei einem benachbarten Fleischer eine Quantität Speck, die sich später beim Einschneiden als durch und durch mit Maden durchsetzt erwies, die bei jedem Einschnitt zahlreich zum Vorschein kamen. Der Fleischer verweigerte die Rücknahme des Speckes sowohl, wie die Rückzahlung des empfangenen Kaufpreises, und der Portier wendete sich nunmehr an das nächste Polizei-Bureau, um den Fall zur Anzeige zu bringen; hier wurde ihm jedoch der Bescheid, daß eine Untersuchung des Speckes daraufhin, ob derselbe gesundheitschädlich sei, nur dann veranlaßt werden könne, wenn der Antragsteller einen entsprechenden Betrag zur Deckung der Untersuchungskosten hinterlege. Daß der unbemittelte Mann nicht Lust hatte, außer dem eingebühten Kaufpreise für den verdorbenen Speck auch noch die Untersuchungskosten zu bezahlen, bloß um ein amtliches Gutachten darüber zu haben, ob Speck, der total mit Maden durchsetzt ist, der Gesundheit schaden kann, wird ihm Niemand verdenken. Von dem Fleischer aber mußte er sich noch höhnende Worte gefallen lassen, in Folge der Resultatlosigkeit seiner Bemühungen bei der Polizei. — Wenn man bedenkt, daß auf ganz beliebige Denunziation hin bei der Staatsanwaltschaft die umfangreichsten Beweiserhebungen stattfinden, so daß es oft den Eindruck macht, als ob die Kosten dabei gar keine Rolle spielen, so ist das Verfahren der Behörde in diesem Falle hermit nicht zu vereinbaren, und es wäre wünschenswerth, wenn in Fällen, wo die Verdorbenheit eines Nahrungsmittels jedem Laien einleuchten muß, die Formalität der amtlichen Untersuchung von der Behörde in die Hand genommen würde.

r. Von den Kassenboten einzelner Theilzahlungsgeschäfte, die jetzt in großer Zahl mit auffälligen Geldtaschen und wohlgefüllten Quittungsmappen unsere Straßen durchwandern, wird neuerdings ein, wie es scheint, wohlüberlegtes Verfahren bei ihren Geschäften beobachtet, das die ernstlichste Mißbilligung verdient. Es ist irgend ein fauler Kunde die Quittung über die stipulirte Theilzahlung nicht ein, so begiebt sich der Kassenbote zu dem Wirth des Hauses, um diesen wegen der Verhältnisse des betreffenden Kunden zu befragen, und zwar mit größter Pünktlichkeit an jedem Tage, an welchem eine solche Theilzahlung fällig ist. Der Besuch dieses, wie erwähnt sehr genau äußerlich erkennbaren Boten ist aber für keinen Hauswirth schmeichelhaft oder auch nur gleichgiltig; neugierige Leute und Diensthofen im Hause bemerken diese wiederholten Besuche und schnell ist eine interessante Klatscherei im Gange, die für die Kreditverhältnisse des Miethers sehr leicht schädlich werden kann. Besonders groß ist die Gefahr in den Fällen, wo der Hauswirth zugleich Inhaber eines offenen Geschäftes ist; da steht der Theilzahlungs-Kassirer beschelden von ferne und wartet, bis alle Kunden aus dem Laden

(Sie nimmt die feuchte Rose von ihrer Taille, wirft sie dem Marquis zu und springt so rasch, daß Madame Berkins ihr kaum folgen kann, in ihre Kabine zurück.)

Der Marquis (die Rose in seinem Taschentuch trocknend): Nun, du gute, ehrliche Seele, was sagst du dazu?

Der Marquis: Ich bin „paff“.

Der Marquis: Jetzt schon? Na, warte nur; Abends wirst du noch ganz andere Sachen sehen.

(Abendkonzert im Kasino. Madame Berkins ist wegen Müdigkeit zu Hause geblieben. Miß Vory trägt eine weißseidene geschlossene Robe, einen Hut a la Karl I mit einer Secundöse und gelben Rosen. Der Marquis sitzt hinter ihr und zwar so nahe, daß, wenn er mit ihr spricht, ihre kleinen klauenartigen Radendächchen im Hauche seines Atems hin- und herschaukeln.)

(Neben dem Marquis sitzt der Freund.)

Der Marquis: Wird man denn heute nicht tanzen? Diese dumme Musik ist so langweilig.

Miß Vory (mit halbgeschlossenen Augen der Musik lauschend): Für Sie vielleicht, für mich nicht! Wie kann man bei solcher Hitze Lust haben, zu tanzen?

Der Marquis: Ich habe gar keine Lust dazu!

Miß Vory: Iron also!

Der Marquis (näher sich, daß die kleinen Voden hin- und herfliegen): Aber das Bergnügen, Sie in meinen Armen zu halten. . . (er küßt sie leise weiter.)

Der Freund (für sich): Ich glaube, ich bin überflüssig. (Er steht auf und entfernt sich diskret. Vory und der Marquis sitzen von den übrigen Gruppen ziemlich entfernt.)

Miß Vory (heiter): Also es macht Ihnen Bergnügen, mich in Ihren Armen zu halten?

Der Marquis: Wie können Sie nur so fragen? . . .

Und Ahnen?

Miß Vory: Mir? Halte ich Sie denn in meinen Armen?

Der Marquis: Aber Sie wissen doch, was ich sagen will?

Miß Vory (lachend): Nein, wirklich nicht! Solche Anspielungen mögen für die Französinen gut sein. Ich muß schon um eine genaue Erklärung bitten.

Der Marquis (se mit den Augen verschlingend): Wie? Ich soll Ihnen erklären, was ich empfinde, wenn ich Sie in meinen Armen halte? . . . ich. . . (er schnappt nach Luft.)

Der Freund (von der Terrasse aus das Paar beobachtend): Ich bin doch neugierig, was daraus werden wird.

Miß Vory: Ja, sagt Sie das in Verlegenheit? Ich für meine Person. . . wenn ich etwas klar und unbestimmt empfinde, werde es ohne jede Mühe erklären können. . . Oho, was ist denn das? Was habe ich denn in meinem Schuh? . . . Es muß Sand hineingekommen sein oder ein Steinchen. Wie das wehe thut.

Der Marquis: So schauen Sie doch nach, was es ist.

Miß Vory (den Fuß erhebend): Schauen Sie selbst nach! Wollen Sie?

Der Marquis (den Schuh von Vory's Fuß nehmend):

## Ein Bild aus dem Baderleben Trouvilles.

E. Laurent in der „Presse“.

Personen:

Der Marquis von Dourgar (schlank, blond, 50,000 Fr. Rente, vom höchsten „Ghic“).

Einer seiner Freunde (ebenfalls sehr „Ghic“, sonst „ein guter Keel“).

Miß Vory Berkins (25 Jahre alt, langes aschblondes Haar, wie Seide glänzend, große mercurale Augen, edles Profil, herrlicher Teint, der Mund eines Kindes, schwarze weiße Zähne, Hände und Hände von geradezu unglaublicher Kleinheit, ein süßliches Lächeln).

Madame Berkins (einer älteren Giraffe zum Verwechseln ähnlich).

1. Ort: Der Strand.

Der Freund: Sag' was Du willst, Du interessirst Dich für Miß Berkins!

Der Marquis: Ja, ich leugne es nicht. Sie ist entzückend; ihre Reize sind so fremdartig. Sie hat so etwas Berausches.

Der Freund: Ja, aber keine Mitgift! Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen. . .

Der Marquis: Ach, was Mitgift! Ein Mädchen von solcher Schönheit braucht keine Mitgift!

Der Freund (erstaunt): Wie? Wär's möglich? Du könntest daran denken.

Der Marquis: Sie zu heirathen? Sei unbesorgt.

Der Freund: Du, nimm Dich in acht; diese ist nicht wie die Anderen.

Der Marquis (spöttisch lächelnd): Wahrhaftig, Du bist naiv, mein Lieber. . . Vor zwei Tagen wurden wir den Damen vorgestellt. Nicht wahr? Gut! Und weißt Du, was gesehen passiert ist? Gestern, als ich mit Miß Berkins tanzte, erlaubte ich mir, ihre Hand etwas stärker, als nöthig war, zu drücken. . .

Der Freund: So? und?

Der Marquis: Sie? Sie erwiderte diesen Händedruck.

Der Freund: Bist Du denn auch sicher?

Der Marquis: Sicher? Du göttliche Weisheit! Höre! Ich proponire Dir eine Wette. Heute Abend werde ich Miß Berkins hinter einer Thür oder vor der Terrasse küssen. Morgen werde ich sie, wenn sie ins Meer hinausschwimmt, unter dem Vorwande, sie sei müde, vortaller Welt Augen umarmen und übermorgen. . .

Der Freund: Ich warne Dich blamir' Dich nicht.

Der Marquis: Ach, Unsinn! Ihre mich nicht die Frauen kennen, und gar erst die reisenden „meritancinen“.

Der Freund: Still! Da ist sie, sie geht baden.

Der Marquis: Gut! Sobald e aus ihrer Kabine tritt, geben wir an den Strand hinab.

(Beide schlendern den Strand entlang bis zum Eingange der Kabinen. In der Nähe der Kabine, der Miß Berkins verschwinden, machen sie Halt. Der Marquis zündet mit offener Geschwindigkeit eine Bigarre an. Nach einigen Minuten

erscheint Miß Berkins im Badelostüme, in Begleitung ihrer Mutter.)

Der Freund (leise): Du, die Mutter ist auch da!

Der Marquis: Verdamm! Die Alte folgt ihr auf Schritt und Tritt. Sei so gut, beschäftige Dich ein bisschen mit der Schwiegermutter.

Der Freund: Danke schön! Diese Frau hat Zähne. . . ich fürchte mich fast vor diesen Hauern! Nein, auf Ehre, ein solcher Ueberfluß an Zähnen ist mir noch nicht vorgekommen. . .

(Die beiden Freunde nähern sich und grüßen artig.)

Miß Vory: Ah, guten Morgen. . . Wie geht's. . . Schon aufgestanden, Herr v. Dourgar?

Der Marquis: Gnädiges Fräulein, es ist Mittag.

Miß Vory (lachend): Das weiß ich. Aber ich glaubte, Sie schliefen bis 2 Uhr.

Der Marquis (leise und vorwurfsvoll): Sagten Sie mir gestern Abend nicht, daß Sie mittags baden würden?

Miß Vory (noch lauter lachend): Ach wirklich? Nicht übel erfunden! Bitte, nehmen Sie mir meinen Bademantel ab. (Sie lehrt sich um, läßt den Mantel in die Hände des Marquis gleiten und erscheint in einem weißen Badelostüm mit breitem Seemannstragen. Kein Befehl, kein Aufpuff, die höchste Einfachheit. Unterdessen giebt sich der Freund alle mögliche Mühe, sich für Madame Berkins Gesundheit zu interessieren. Während ihm die ehrenwerthe Dame verschert, daß sie in der Nähe des Meeres gewöhnlich an neuralgischen Schmerzen leide, schielt er angelegentlich zu der schönen Miß hinüber. Er findet sie zum Ansehen schön.)

Der Marquis (mit dem Bademantel in der Hand): Nein, schön sind Sie, Miß Vory, schön! Dieses Kostüm, so kleidsam und. . .

Miß Vory (auf sich herabbläuelnd): Einfach? (Sie reißt dem Marquis die Rose, die er trägt, aus dem Knopfloch und befestigt sie an ihrer Taille.) Sie erlauben doch? Nicht wahr? Das wird mein einfaches Kostüm ein wenig aufputzen.

Der Marquis (außer sich vor Entzücken): Oh, oh. . . (Miß Vory bricht in ein helles Gelächter aus und steigt ins Wasser hinab. Sie schwimmt trotz der Jammersrufe der Madame Berkins, des Marquis und selbst des Freundes weit ins Meer hinaus. Endlich lehrt sie zurück und während sie das Wasser von sich abschüttelt, dreht sie den Rücken dem Marquis zu, der sie in den Bademantel hält.)

Der Marquis: Aber, Miß Vory, wie können Sie uns so erschrecken. Das ist sehr häßlich von Ihnen. So weit ins Meer hinauszuschwimmen. Wenn Ihnen ein Unfall begegnet wäre.

Miß Vory (stolz): Mir? . . . Uebrigens, wenn ich ertrunken wäre, hätte Trouville wenigstens für einen Tag Unterhaltungstoff gehabt. Alle Welt wäre erfreut gewesen. Es giebt hier so wenig Berstreuung! . . .

Der Marquis (im Tone jätlichen Vorwurfs): Wie können Sie nur so reden! Es ist abscheulich!

Miß Vory: Weinen Sie nur nicht gleich! . . . Hier, fangen Sie auf und trösten Sie sich. Ich habe nichts Anderes bei mir.

ant haben. Man kann das ja als eine große Rücksicht betrachten, aber das Publikum und die Stunden, die in dem Laden ein- und ausgehen, haben nicht immer so wohlwollende Auffassungen. Das ganze Auftreten dieser Kassirer, Form, in welche sie die Nachfragen kleiden, läßt vielmehr Vermuthung begründen erscheinen, daß man es hier mit dem wohlgeplanten Manöver zu thun hat, und die Haushaltung zu einer Beeinflussung säumiger Theilhaber zu Gunsten Theilhablungsgeheiß zu bewegen.

a. Die Diebstähle an Plüschbezügen, welche in letzter Zeit von Eisenbahnwagen abgehoben worden sind, dauern fort; so wurden am 6. d. Mts. bei einer Revision Personenwagen des Betriebsamts der Ostbahn 6 Siege des Wagons II. Klasse und auf dem Schlesienschen Bahnhofe 5 Siege eines Wagons I. Klasse ihrer Plüschbezüge beraubt gefunden. Der erhabene Wagen stand verschlossen auf dem Gesse des Personenbahnhofs. Der Dieb hat den Wagen mittels des Nachschlüssels geöffnet und diesen Schlüssel im Wagen zurückgelassen. Der Wagen der Schlesienschen Bahn stand unverschlossen und auf einem Nebengleise. Bis hier ist es nicht gelungen den Thäter zu ermitteln.

N. Eine schmerzliche Verstimmlung erlitt am gestrigen Tage ein in einer hiesigen Albumfabrik beschäftigter Arbeiter. Derselbe gerieth beim Arbeiten an einer in Thätigkeit befindlichen Prägemaschine derart zwischen die Räder der Maschine, daß er eine totale Zerquetschung des Mittelfingers erlitten hat. Der Verunglückte mußte behufs Anlegung eines Rothverbandes nach der nächsten Sanitätsstation geschafft werden.

a. Schwindler. Am 7. d. Mts. traf der Tischler Albert Thüm in einem Schanklokal in der Koppenstraße einen ihm unbekanntem Mann, welcher ihm versprach, auf dem Centralbahnhof eine Stelle als Oberkassirer zu verschaffen. Zu diesem Zwecke mußte Thüm dem Unbekannten seinen Militärpaß übergeben, den dieser am Abend wieder zurückzubringen versprach. Der Unbekannte hat aber sein Versprechen nicht gehalten, und es ist zu befürchten, daß mit dem Militärpaß ein Mißbrauch getrieben werden könnte.

N. Feuer in einem Rohbau. Der große Rohbau an der Ecke der Brenzlauer- und Voßtringersstraße war gestern Abend in der 7. Stunde der Schauspiel eines Schadenfeuers. Auf bisher noch unaufgeklärte Weise war in der Barriere-Stage ein Feuer ausgekommen, das beim Eintreffen der durch Passanten alarmirten Feuerwehr bereits die Balkenlagen, Schaal- und Fußbodenbretter, Türen und Fenster etc. ergriffen hatte. Es mußten mehrere große Handdruckpumpen in Thätigkeit gesetzt werden, denen es erst nach mehrstündiger Arbeit gelang das Feuer zu löschen. Der auf ca. 4000 M. geschätzte Schaden ist von der Feuerversicherungs-Gesellschaft Thüringia zu tragen.

a. Pseudogeheime. Bei einer Wittve in der Fischerstraße wohnte seit einiger Zeit ein älteres Mädchen, die unverheiratete L. Zu dieser kamen am 17. September cr. zwei unbekannte Männer, welche vorgaben Kriminalbeamte zu sein und den Auftrag zu haben, ihre Sachen zu durchsuchen, weil sie des Hausdiebstahls bei ihrer früheren Herrschaft in der Dranienstraße verdächtig worden wäre. Da dem Mädchen bekannt war, daß dieser Verdacht in Wirklichkeit von der früheren Herrschaft gegen sie gehegt wurde, so erhob sie keinen Einspruch und sie öffnete ihren Koffer, welcher sodann von den beiden Männern durchsucht wurde. Nach einiger Zeit verschlossen diese den Koffer, nahmen den Schlüssel an sich und entfernten sich mit den Worten, daß sie am folgenden Tage den Schlüssel zurückbringen würden. Am folgenden Tage kamen auch die beiden angeblichen Kriminalbeamten und erklärten von Neuem, den Koffer sorgfältig durchsuchen zu müssen und forderten die L. und ihre Wittbin auf, während der Durchsuchung das Zimmer zu verlassen. Die Frauen leisteten dieser Aufforderung Folge und einige Minuten darauf gaben die Männer der L. ihren Koffer-schlüssel und entfernten sich. Fast drei Wochen später, am 7. d. M. nahm die L. ihr Sparkastenbuch aus dem Koffer um eine kleine Summe einzuzahlen. Bei dieser Einzahlung bemerkte sie, daß von ihren bisherigen Ersparnissen ein Betrag von 94 M. am 18. Sept. cr. 90 M. erhoben worden waren, ohne daß sie davon etwas gekostet hatte. Die sofort angestellten Nachforschungen ergaben, daß jene beiden angeblichen Kriminalbeamten in Wirklichkeit keine Beamten waren, sondern den ihnen zufällig zu Ohren gekommenen Diebstahlsverdacht gegen die L. benutzt haben, um in der Form einer Hausdurchsuchung das Sparkastenbuch der L. sich anzueignen, darauf 90 M. zu erheben und sodann das Sparkastenbuch unbemerkt in den Koffer der L.

zu legen. Die beiden Diebe, von welchen der eine 30-35 Jahre alt ist, mittelgroß und mit schwarzem Knebel- und Schnurrbart und der andere 35-40 Jahre alt ist, mit schwarzem Knebel- und Schnurrbart, sind bis jetzt nicht ermittelt.

Eine heftige Schlägerei entspann sich, wie der „Voss. Zig.“ mitgetheilt wird, in der Nacht zum Dienstag auf dem Depot der Pferdebahn in Schöneberg. Der Schaffner eines Wagens der Pferdebahnlinie Spittelmarkt-Schöneberg hatte im Laufe des Montags einen jungen Schöneberger wegen Trunkenheit von der Mißfahrt ausschließen müssen. In der Nacht kam dieser mit etwa 15 bis 20 seiner Freunde in die im Depot befindliche Restauration und tranken dort Bier. Sie entfernten sich sodann bis auf einen, unter Mitnahme der Seidel. Als von dem Zurückgebliebenen Zahlung der Beche verlangt wurde, drangen die anderen sämmtlich wieder in die Restauration ein, nachdem sie sich vorher mit Baumpfählen bewaffnet hatten, begannen sofort mit Seideln zu werfen und mit den Pfählen auf die noch anwesenden Pferdebahnbeamten loszuschlagen, welche sich ihrerseits mit dem zum Stellen der Weichen benutzten eisernen Stäben wehrten. Auf beiden Seiten kamen vielfache Verletzungen vor. Als vier Amtsdienner auf dem Kampfplatze erschienen, entflohen die Schöneberger, die jedoch bereits sämmtlich ermittelt und zur Untersuchung gebracht sind.

### Gerichts-Zeitung.

Stuttgart, 6. Okt. Wie schon mitgetheilt, ist der des Raubmordes an dem Pfandleiher Reinhardt angeklagte Kutscher Dörling freigesprochen worden. Nach dem „Beobachter“ geben wir hier einen gedrängten Bericht über den letzten Verhandlungstag: Die schon im Laufe der letzten Verhandlung zu Tage getretene Meinungsverschiedenheit der Sachverständigen bezüglich der Verwundung am Halse (ob die Zerschmetterung des Kehlkopfes und des Zungenbeins, sowie die außerordentliche Verletzung der Weichteile, welche Zerschmetterungen nur mit dem Beil verursacht werden konnten, vor oder nach dem Messerschnitte in den Hals ausgeführt wurden), kommt auch heute wieder zum Ausdruck. Der Vorsitzende zeigt nun an, daß die Geschworenen zwei Fragen zu beantworten haben werden. Die erste lautet im Wesentlichen: Ist der Angeklagte schuldig, am 23. Februar d. J. Abends 9 Uhr 20 Min., den Pfandleiher Reinhardt, sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit einem Andern, vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben? Zweite Frage: Ist der Angeklagte schuldig, fremde bewegliche Sachen in der Absicht, sich dieselben rechtswidrig anzueignen, weggenommen zu haben? Nunmehr beginnt der Staatsanwalt seinen Vortrag. Derselbe führt in fast 1 1/2 stündiger Rede den Geschworenen alle die im Laufe der Verhandlung gegen den Angeklagten zu Tage getretenen Verdachtsmomente vor, deren die Anklage allerdings sehr viele zusammenbrachte. Zu erwähnen wären die Mahnungen des Staatsanwalts an die Presse, sich bei Berichterstattungen über derartige Fälle der größten Objektivität zu befleißigen und namentlich auch während des Stadiums der Voruntersuchung keine Nachrichten zu verbreiten, welche geeignet sind, den Gang der Untersuchung zu erschweren. Auch den Umfang berührt der Staatsanwalt, daß, wie ihm scheine, von außen auf manche Zeugen eingewirkt würde, und daß deren Aussagen sich in Folge dessen in einer Weise gestalteten, wie dies eben nur vorkommen könne bei Leuten, welche derartigen Einflüssen zugänglich sind. Der Staatsanwalt kommt nach reiflicher Erwägung aller Momente zu dem Entschluß, die Herren Geschworenen zu bitten, den Angeklagten des Raubmordes für schuldig zu erklären. Nunmehr erhält die Verteidigung das Wort. Die Schwierigkeit des vorliegenden Falles betonend und die unglückseligen Umstände, daß es sich hier auf der einen Seite darum handle, ein solch entsetzliches Verbrechen ungehört lassen zu müssen, auf der andern, einen Unschuldigen oder doch der Schuld nicht Ueberwiesenen zum Tode zu verurtheilen, macht der Verteidiger zunächst darauf aufmerksam, welchen schwierigen Standpunkt die Verteidigung selbst in solchen Fällen einnehme. Speziell in diesem Falle sei ihm zu Ohren gekommen, daß Manche sich geäußert hätten, wie er denn eine solche Verteidigung übernehmen möge. Darauf könne er nur erwidern, daß er sich dem Angeklagten weder zum Verteidiger angeboten habe, noch von demselben als solcher erbeten worden sei. Er sei vom Gericht zum Verteidiger des Angeklagten bestellt und da sei es Pflicht eines jeden Rechtsanwalts, die von Gesetzeswegen vorgeschriebene Verteidigung zu übernehmen. Der Angeklagte stehe ganz allein, er habe Niemand, der ihn entlaste. Können Sie, meine

Herrn, die volle Ueberzeugung finden, daß der Angeklagte der Mörder ist, so werden Sie ihn verurtheilen. Der Verteidiger zählt nun ebenfalls eine Reihe von Vorkommen auf, die es ihm höchst unwahrscheinlich, ja fast unmöglich machen, zu glauben, daß der Angeklagte der Mörder sei. Auch vom psychologischen Standpunkt aus beurtheilt derselbe den Fall und muß auch hier, gestützt auf seine reichen Erfahrungen, bekennen, daß die von der Staatsanwaltschaft gemachten Kombinationen ihm mehr als gewagt erscheinen. Nach einem warmen Appell an die Geschworenen, ihre Entscheidung abzugeben auf Grund selbst gewonnener Ueberzeugung, unbeeinflusst von den Ausführungen des Anklägers sowohl als des Verteidigers, schließt derselbe. Nach einer Replik des Staatsanwalts und einer Duplik des Verteidigers stellt der Präsident zum letztenmal an den Angeklagten die Frage, ob er noch etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen habe. Derselbe antwortete: „Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich der Thäter nicht bin, so wahr ein Gott im Himmel ist.“ Hierauf ziehen sich die Geschworenen in ihr Beratungszimmer zurück. Auch der Angeklagte wird abgeführt. Nach einständiger Beratung nehmen dieselben wieder ihre Plätze ein. Es ist genau 1/2 7 Uhr. Mit der höchsten Spannung erwartet alles den Wahrspruch. Derselbe lautet auf Nichtschuldig. Nun wird der Angeklagte wieder vorgeführt und ihm Punkt 7 Uhr das Urtheil verkündet. Derselbe lautet auf Freisprechung. Der Angeklagte wird sofort entlassen.

### Vermischtes.

Catania, 9. Oktober. Die Zahl der in Folge des Gyllon hier Verunglückten beträgt bis jetzt 27 Tödtliche und 350 Verwundete, welche aus den Trümmern der eingestürzten Gebäude ausgegraben wurden. Der Schaden beläuft sich höher, als bisher angenommen wurde, und wird bis jetzt auf 5 Millionen Lire geschätzt.

Dlmüt, 9. Oktober. Gestern Nachmittag fand im Emma-Schachte des Bergwerkes in Polnisch-Strau eine Explosion schlagender Wetter statt, wodurch etwa 20 Bergarbeiter getödtet, andere verletzt wurden. Die Zahl der letzteren ist noch nicht festgestellt.

Ein aufrichtiger König. Auf einer Reise in Jütland trat Friedrich VI. von Dänemark in eine Dorfschule. Die Knaben zeigten sich munter und frisch, und der König fragte: „Jungens, wer sind die großen Könige von Dänemark?“ In einem Athem riefen die Knaben: „Knut der Große, Waldemar, Christian VI.“ Ein Junge, dem der Schulmeister etwas zugeflüstert hatte, hob die Hand in die Höhe. „Weißt Du noch einen?“ fragte der König. „Ja, Friedrich VI.“ „Was hat denn der Große gethan?“ Der Knabe schwieg verlegen und stotterte endlich: „Ich weiß es nicht.“ — „Tröste Dich, mein Junge,“ sagte der König, „ich weiß es auch nicht.“

Zusatz in Biffen. Aus Paris wird unter dem 5. d. geschrieben: Seit jeher war man bemüht, zwischen astronomischen Erscheinungen und irdischen Ereignissen einen Zusammenhang zu finden und selbst heute noch kann kein Komet durch die Himmelsträume schweifen, ohne daß man nicht gleich hier auf Erden Krieg und Weltbrand dahinter witterte. Ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen ergibt sich indessen wirklich aus der Gegenüberstellung des Ausflusses der Mondesfinsternisse und bedeutender geschichtlicher Momente Frankreichs, welche auf dessen politische Gestaltung und Geschichte von Einfluß waren. Der Ausfluß der Mondesfinsternisse beträgt bekanntlich 18 Jahre. Rechnet man nun 18 Jahre zurück, so begegnen wir dem Jahre 1866: Sadoma und die mexikanischen Ereignisse, welche den Sturz des Kaiserreiches prognostizierten. Wieder um 18 Jahre zurückgegriffen und wir gelangen zu dem bedeutungsvollen Jahre 1848, nochmals 18 Jahre subtrahirt und es schält sich 1830, das Jahr der Juli-Revolution, heraus. Jetzt abermals 1830-18 und wir finden 1812 mit dem unglückseligen und verhängnißvollen Feldzuge Napoleons I. nach Rußland; greifen neuerlich um 18 Jahre zurück, so haben wir das Jahr 1794, merkwürdig durch die Niederlage der Terroristen am 9. Thermidor, vor uns. Die einfache Aufstellung dieser Daten läßt also in der That einen interessanten astrologischen Zufall erkennen. Minder raffinierten Betrachtungen und Wahrnehmungen gab sich das Publikum hin, welches sich gestern, anlässlich der diesmaligen Mondesfinsternis, auf dem Trocadero, als einem der prächtigsten Observationspunkte, zahlreich versammelt hatte. Als sich die Erscheinung vollzog, begannen nämlich die Zuschauer wie im Theater, laut und lebhaft — zu applaudiren.

Es ist nichts dein . . . (Den Fuß an sein Herz drückend) Vory . . . Vory!

Riß Vory (unbefangen): Wie beliebt? Der Marquis (bewirrt): Nichts . . . nichts . . . (für sich, während er bemerkt, daß aller Augen auf ihn gerichtet sind): Rein, man kompromittirt sich nicht so, wenn man es nicht gewohnt ist. Dieses Mädchen erhebt die Koffer zur Höhe einer Kunst . . . Ich glaube, ich darf mir jetzt schon etwas mehr herausnehmen. (Laut): Sie sehen, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll . . . Ich bin verwirrt, fassungslos . . . Vory, möchten Sie einen Augenblick auf die Terrasse hinauskommen?

Riß Vory (ihn musternd): Weshalb denn? Der Marquis: Wegen . . . wegen . . . um frische Luft zu schöpfen; es ist hier zum Ersticken! Riß Vory: Ah so! Nein, ich mag nicht. Der Marquis (bittend): O, o, ja warum denn nicht? Riß Vory (ruhig): Weil ich keine Lust habe, mich von Ihnen küssen zu lassen. Darum handelt es sich doch, nicht wahr?

Der Marquis (fassungslos): Aber . . . Riß Vory: Ja, wenn Sie glauben, daß ich es nicht erathen habe . . .

Der Marquis: So schenken Sie mir wenigstens den Walzer, der soeben beginnt. Riß Vory: O, mit Vergnügen! (Sie tanzen.) Der Marquis (ihre Hand drückend): Lieben Sie mich nicht ein klein wenig, Vory? . . .

Riß Vory: Ich? Durchaus nicht! Der Marquis (ärgert sich für sich): Wart' nur, du Heuchlerin! (Laut): Aber weshalb fliehen Sie dann nicht meine Gegenwart?

Riß Vory: Fliehen? Ich suche sie sogar! Der Marquis: Also unterhalte ich Sie wenigstens? Riß Vory: Dies noch weniger. Ich finde Sie nur sehr „hic“.

(Der Marquis wirft sich in die Brust; kein anderes Kompliment hätte ihm mehr Vergnügen machen können.) Riß Vory (durch die Ballontür blickend): Ah, ein Feuerwerk am Strande!

Der Marquis: Ja, ein Feuerwerk! Wollen Sie es sehen? Riß Vory: Sehr gern.

(Sie gehen zu der Thür, bei welcher der Freund steht; im Augenblick, wo sie ins Dunkel treten, neigt sich der Marquis rasch zu Vory und will sie küssen. Sie weicht aus, giebt ihm eine schallende Ohrfeige und läßt ihn verdutzt in der Mitte der Terrasse stehen.) Der Freund (vortretend): Nun? Was habe ich gesagt? Wer hat recht gehabt?

Der Marquis (wegwerfend): Ach was! Die Kleine will unter die Haube kommen, das ist alles. Der Freund: Möglich! Aber dann um so schlimmer für Dich. Der Marquis: Wieso?

Der Freund: Weil Du sie heirathen wirst. Du bist verloren, vollständig verloren. Der Marquis (lachend): Verloren? Ich! Du kennst mich nicht.

Der Freund: Ich kenne Dich nur zu gut. Nimm Dich in Acht! Der Marquis: Wovor? Du glaubst, ich kenne sie nicht, diese kleinen Witsch mit ihren Heirathshantassen! Für mich sind diese Komödien zu plump . . . Zuerst sucht man unter jeder Bedingung einen Mann zu angeln. Geht es nicht, so wird man schon von selbst beschiedener . . . Riß Vory ist nur ein wenig schlimmer als die übrigen. Sie kofferirt; sie spielt die Unschuldige; sie bietet ihre ganze Schlaubeit auf, mich zu verführen, und wenn ich mir eine Freiheit erlaube, antwortet sie mit einer Ohrfeige . . .

Der Freund (lachend): Mit einer sehr kräftigen! Meiner Treu!

Der Marquis (ärgert sich): Du bist wirklich sonderbar! Wenn Dir so etwas je passiert wäre, so würdest Du schwerlich entzündet sein . . .

Der Freund: So etwas ist mir sogar schon passiert, mein Lieber. Ich bin ja nicht der unmerkliche Marquis v. Dourgar. Ein Mann, wie ich, ist solchen kleinen Katastrophen preisgegeben . . . Aber wo schaust Du denn eigentlich hin?

Der Marquis (gornig): Da ist sie! Wahrhaftig! Und am Arme dieses Bondor, eines solchen Menschen! Der Freund (ihn auf die Schulter klopfend): Hüte Dich, mein Freund! Die Sache wird ernst!

III. Ort: Das gemeinschaftliche Damen- und Herrenbad. Der Marquis (zu Vory, die auf dem Rücken schwimmt): Soll ich Sie nicht halten? Riß Vory: Danke, ich bin nicht müde.

Der Marquis: Mein Gott, Sie sind hart gegen mich. Sie machen mich so unglücklich! Riß Vory (spöttlich): Unglücklich? Wirklich? Der Marquis (mit zitternder Stimme): Jawohl! Wenn ich sehe, wie Sie mit diesem Bondor verkehren, wie Sie mir diesen Menschen vorschieben . . .

Riß Vory: Ihn vorschieben? Ich denke gar nicht daran. Der Marquis (eifrig): Giebt es also hier niemand, den Sie mir vorschieben?

Riß Vory: Hier? (Sich auf ihn stützend): In diesem Augenblicke niemand. Der Marquis: Warum erlauben Sie mir denn nicht, Sie zu lieben?

Riß Vory: Aber kann ich denn jemand verwehren, mich zu lieben? Der Marquis: Wie? Riß Vory: Ja, wenn Sie es Liebe heißen, mich auf eine Terrasse zu locken und mir einen Kuß zu rauben . . . Dann allerdings verweigere ich meine Zustimmung. Sehen Sie, wir Amerikanerinnen sind eben anders als Ihre Landsmännchen. Wir leben nicht wie jene vor der Hochzeit im

Kloster, um nach derselben die neue Freiheit zu mißbrauchen. Wir erlauben uns vor der Hochzeit manche Freiheit, aber wir wissen genau, wie weit wir gehen dürfen und bleiben unserm Gatten treu . . . Ich urtheile nicht, ich konsultire bloß . . . Ich scherzte mit Ihnen, weil es mich amüßte . . . Aber liebend darf mich nur, wer mich heirathet . . .

(Sie macht im Wasser rechtum kehrt und schwimmt so rasch ins Meer hinaus, daß der Marquis, der ihr anfangs folgen will, bald zurückkehren muß.)

IV. Der Marquis (allein, melancholisch die Temps machend): Uf! . . . Es ist aus mit mir! . . . Ich zappele an der Angel! . . . Sie will um jeden Preis unter die Haube kommen und ich . . . ich werde dumm genug sein, den dümmsten Streich meines Lebens zu beghehen . . . Es ist lächerlich! . . . Ah, dieses dämonische Weib! . . . Sie verstehen zu rechnen, diese Amerikanerinnen! . . . Aber was bleibt mir übrig? . . . Ich bin verliebt zum Rasendwerden . . . Die Würfel sind gefallen . . . Ich werde eine Frau heirathen, die keinen Sou besitzt. Mein Vermögen gefüllt ihr, das glaube ich . . . Aber es wird die Zeit kommen, wo ich sie nicht mehr lieben werde . . . und dann . . . dann soll sie es theuer bezahlen . . .

Der Marquis von Dourgar kehrt nach seinem Hotel zurück und schreibt folgenden Brief: Mein Fräulein!

Ich liebe Sie wie ein Wahnsinniger und Sie setzen mich in Verzweiflung, zumal die Liebeshandlung, die Sie, wenn wir allein sind, entfalten, mich eine geringere Grausamkeit hätte erwarten lassen. Soeben sagten Sie mir, daß nur derjenige Sie lieben dürfe, der Sie heirathet! Wohlan! Wollen Sie mir die Ehre erweisen, meine Frau zu werden?

Der Marquis von Dourgar. Zwei Stunden später spazieren der Marquis und sein Freund auf der Terrasse des Adohotels. Der Marquis ist sehr erstaunt, noch keine Antwort zu haben. Er hätte etwas mehr Eile erwartet; ja, er w. sogar auf etwas Entschlußmus gefaßt gewesen, denn in Grunde genommen hat die kluge Riß Berlins auf einen so glücklichen Erfolg ihres Unternehmens doch nicht rechnen können. Endlich erscheint sein Kammerdiener und überreicht ihm einen Brief. Der Marquis nimmt und öffnet das leichliche Schreiben in schiefer Aufregung:

Mein Herr! Ich danke Ihnen tausendmal; aber ich habe keine Lust, Sie zu heirathen. Ich bin nämlich bereits mit Mr. Charles Fremont verlobt, der gegenwärtig in Indien weilt. Gleich nach seiner Rückkehr heirathen wir.

Ah, ihr Herren Zanosen, wie wenig kennt ihr uns Amerikanerinnen! Kommete mir Spaß, mit Ihnen zu verkehren. Von dem schönen Marquis von Dourgar bemerkt zu werden, gilt für eine Kränkung, daß man selbst „Chic“ befige. Ich war begierig dieses Patent zu erringen. Ich dauere, daß Sie für Ernst genommen haben, was nur ein Scherz, und für bedachte Schlaubeit, was nur eine Unterhaltung war.